48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebzehnter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebzehnter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

H8552.10

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Uebermaß menſchlicher Leiden.

Saint Germain und ſein Bruder Chilly, welche Beide in Bengalen dienten, wurden von den Engländern zu Kriegsgefangenen gemacht, erhielten aber die Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Sie fanden keine Schiffe, um ihren Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu nehmen, gingen daher mit einem däniſchen Schiffer nach Suez am rothen Meere, in Hoffnung, ſodann leicht den ſchmalen Landſtrich zu paſſiren, welcher das rothe Meer von dem mittelländiſchen trennt, in Alexandrien ſich einzuſchiffen und nach Marſeille zu gehen. Sie kamen glücklich nach Suez. Mehrere Franzoſen und Engländer waren ihre Reiſegefährten. Der däniſche Schiffer ſchrieb ſogleich an ein franzöſiſches Handlungshaus in Kairo um Kameele, ſeine Ladung, welche auf mehrere Millionen geſchätzt wurde, zu transportiren. Einer der Beys, welche Egypten beherrſchten, Ibrahim, verſprach ſeinen mächtigen Schutz, und bot ſogar ſeine eigenen Leute und Kameele zum Transport an. Man ergriff dieſen Vorſchlag mit Freuden, und ahnete nicht, daß der Reichthum der Karavane den Bey zu der Schändlichkeit verleiten würde, ſich mit den Arabern von Tort, den wildeſten Räubern jener Gegend, zu vereinigen, um ſie zu plündern. Die Reiſenden verließen Suez am Abend. Die Nacht ging

ruhig vorüber; kaum war aber der Tag angebrochen, als sie in einem engen Wege ungefähr von zwölfhundert Arabern überfallen wurden, die zuerst ihre Gewehre losbrannten, und dann mit dem Säbel in der Faust auf die zerstreuten, unbewaffneten Europäer einstürzten, deren nicht mehr als zehn waren. Sie wurden zum Theil verwundet; man raubte ihnen Alles, sogar ihre Hemden, und ließ sie ganz nackend in der Wüste. Die Kameeltreiber waren beim ersten Flintenschusse, der ihnen vermuthlich zum Signal diente, sammt den Kameelen in ein den Arabern zugehöriges Dorf entflohen. — Die verwundeten, nackten und noch immer verfolgten Europäer hatten sich zufällig in zwei Haufen getheilt, deren einer den Rückweg nach Suez nahm, von wo sie nur acht Meilen entfernt waren. Der andere hingegen konnte, weil er an der Spitze der Karavane marschirt war, nicht durch die herumschweifenden Araber dringen, und floh vorwärts nach Kairo, wohin zwar nur zwei und zwanzig Meilen gerechnet werden, die aber hier, um den Verfolgern zu entgehen, durch viele Umwege sehr verlängert wurden. Saint Germain und Chilly waren leider unter dem letzten Haufen, der, außer ihnen, aus zwei Engländern, Barrington und Jenkins, dem dänischen Schiffer Vanderfelden, dem Dolmetscher Paul, einem Amerikaner, zwei arabischen Bettlern und einem den Brüdern zugehörigen schwarzen Bedienten bestand, in Allem neun Personen. — Die Luft in jenen Wüsten ist Feuer: es regnet dort nie; auf dreißig Meilen in die

Runde findet man keinen Tropfen Wasser und keinen Strauch; der rothe Sand glühet und besteht aus lauter kleinen spitzigen Kieseln, welche wie Glas in die Haut schneiden. Die Nächte hingegen sind empfindlich kalt.

In dieser mörderischen Wüste kämpfte Saint Germain mit seinen Unglücksgefährten gegen alle Schrecken des Todes, drei Tage und vier Nächte lang. Ohne Speise, ohne Trank, vom Durst aufgetrocknet, von der Sonnenglut verzehrt, völlig nackend, von Wolken stechender Insekten umgeben, fiel Saint Germain in jeder Stunde wohl zwanzigmal kraftlos zu Boden, und eben so oft trieb ihn der Höllenschmerz von den stechenden glühenden Kieseln wieder auf. Bald kroch er auf Händen und Füßen, um den Fußsohlen eine schwache Linderung zu verschaffen; bald lag er wieder sterbend, und erquickte sich durch seinen Urin. Durch den unaufhörlichen Stich der Insekten ward sein ganzer Körper zu einer einzigen Wunde: das Fleisch fiel ihm von den Knochen, Zunge und Lippen waren völlig verschrumpft; er sah nur noch wenig, hörte gar nicht mehr, konnte nicht mehr sprechen, wurde innerlich von einem hitzigen Fieber geschüttelt, und bekam mehrere Anfälle vom Schlage. Alle seine Gefährten sah er nach und nach hinsinken und sterben — endlich auch seinen geliebten Bruder, den zweiundzwanzig Säbelhiebe ohnehin schon sehr entkräftet hatten. Er lebte noch, als er niedersank, und Saint Germain wollte sich neben ihn legen; aber der Bruder selbst trieb ihn fort, um Hilfe zu suchen,

und vielleicht noch Beide, wenigſtens ſich ſelbſt, zu retten. Er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, und erreichte endlich, wie durch ein Wunder, das Landhaus eines Beys unfern Kairo. Man nahm ihn menſchenfreundlich auf, und er flehte um Gottes willen, ſeinem Bruder zu Hilfe zu eilen. Der Bey ſandte ſeine Leute in die Wüſte, ſie fanden die Leichname der übrigen, aber weder Chilly noch ſeinen ſchwarzen Sklaven.

Eſther von Racine.

Auf dem Theater der Republik wurde zum Benefiz der Madame Veſtris, Eſther von Racine gegeben. Da man dieſes einſt berühmte Stück ſehr kalt aufgenommen hat, ſo iſt es intereſſant, in das ſiebzehnte Jahrhundert zurückzublicken, und denjenigen Abend hervorzurufen, der einſt die ganze ſchöne Welt in die heftigſte Bewegung ſetzte. Es war der 3. Februar 1689. — Bekanntlich gab Racine, nachdem ſein Phedre ihm ſo großen Ruhm erworben, das Theater ſeinen Nebenbuhlern Preis, und ſchrieb gar nicht mehr für die Bühne. Pradon blieb Meiſter vom Kampfplatze, daher auch Boileau ſagte:

Et la scéne française est en proie à Pradon.

Schon hatte Racine, aus Religionsſchwärmerei, ſeit zwölf Jahren der unheiligen Dichtkunſt entſagt, als

plötzlich eine Religionspflicht ihm die Leier wieder in die Hand gab. Frau von Maintenon, die auf Alles, was zu einer angemessenen Erziehung der jungen Damen in dem Kloster St. Cyr gehörte, sehr aufmerksam war, beklagte sich einst über die Gefahr, von unschuldigen Lippen auch die schönsten Verse deklamiren oder singen zu lassen, weil sie alle von profanen Gegenständen handelten. Sie fragte Racine, ob es denn nicht möglich sei, Poesie, Musik und Frömmigkeit mit einander zu verbinden? Racine fand ihren Gedanken sehr erbaulich, aber auch sehr beunruhigend für sich selbst. Gern hätte er die Ehre der Ausführung einem Andern überlassen. Er, der seit zwölf Jahren keinen Reim gemacht — was würden seine Feinde sagen? — und wenn ihm nun etwa gar etwas Menschliches begegnete? wenn sein Ruhm auf der geistlichen Bühne verlöschte, nachdem er auf der weltlichen so schön geglänzt hatte? — Doch konnte er auch wieder Frau von Maintenon nichts abschlagen; denn bei aller seiner Frömmigkeit war er doch ein Hofmann. Boileau, den er um Rath fragte, entschied geradezu für die Negative. Bedenke, sagte er ihm, daß du eine große Reputation zu conserviren hast, und daß Erhalten oft schwerer ist, als Erwerben. — Nach langem Hin- und Hersinnen kam endlich Racine auf den Stoff, den die Geschichte der Esther ihm darbot, und der alle Bedenklichkeiten glücklich hob. Nicht lange, so brachte er der Frau von M. nicht allein den Plan seines Stückes (denn er war gewohnt, ihn in Prosa von Scene zu Scene zu entwerfen), sondern

auch den erſten Act ganz ausgearbeitet. Sie war entzückt darüber, und Trotz ihrer großen Beſcheidenheit konnte ſie doch nicht umhin, in dem Charakter der Eſther und in einigen andern Nebenumſtänden ſehr ſchmeichelhafte Anſpielungen auf ſich zu finden. Auch Vaſthi und Haman waren getroffene Portraits. Da nun überdies der bibliſche Stoff für St. Cyr vollkommen ſchicklich war, ſo wurde die erſte Vorſtellung mit Eifer veranſtaltet; aber nur die vornehmſten Höflinge, welche Ludwig den Vierzehnten auf die Jagd begleiteten, durften gegenwärtig ſein. Beim Souper ſprach der König von nichts als von Eſther. Monſeigneur, Monſieur, alle Prinzen wollten ſie ſehen; der Beifall war außerordentlich: Eſther's Gebet riß unwiderſtehlich hin; Alles ſchien groß, herrlich, mit Würde behandelt; ſogar der große Condé weinte. — Die dritte Vorſtellung war den Frommen gewidmet, als nämlich dem Père de la Chaiſe, einigen Biſchöfen, zwölf bis fünfzehn Jeſuiten, zu denen ſich Madame de Miramion mit ihren vornehmſten Nonnen geſellte. Heute, ſagte Frau von Maintenon, ſoll man nur für die Heiligen ſpielen. Die Heiligen applaudirten ſo gut wie die Weltkinder, und wünſchten herzlich, daß doch alle Trauerſpiele der Eſther gleichen möchten. — In der Folge ließ der König alle ſeine Höflinge Theil nehmen; ſie waren natürlich außer ſich vor Bewunderung. Frau von Maintenon wurde von allen Seiten um Einlaßbillette gequält; es gab mehr als zweitauſend Aſpiranten, und nur zweihundert Plätze. Der König machte ordentlich

eine Liſte, wie zu ſeinen Reiſen nach Marly. Dann ging er zuerſt hinein, und ſtand an der Thür, mit der Liſte in der einen und dem aufgehobenen ſpaniſchen Rohr in der andern Hand; ſo bewachte er ſelbſt den Eingang, bis die ſämmtlichen Auserwählten verſammelt waren. — Ein ſehr komiſcher Umſtand war es auch, daß die hübſchen jungen Schauſpielerinnen hinter den Couliſſen ihr veni Creator herbeteten, um den heiligen Geiſt für ihre Rollen zu intereſſiren. — Als nun gar der König und die Königin von England den Wunſch äußerten: Eſther zu ſehen, wurde das Stück prächtiger als jemals aufgeführt; die Schauſpielerinnen waren mit Brillanten bedeckt, und das Orcheſter beſtand aus den erſten Muſikern des Königs. — Frau von Monteſpan und Louvois erkannten ſich unter den Namen Vaſthi und Haman, biſſen ſich in die Lippen, und klatſchten. Die engliſchen Majeſtäten ergetzten ſich ſehr daran, daß man den Papſt, der ihre Thronentſetzung befördert hatte, als von der Hölle verblendet darſtellte. Ludwig der Vierzehnte ſelbſt, dem vielleicht der große Ruhm, welchen er der Frömmigkeit verdankte, mitunter ein wenig drückend war, erkannte ſich gern in dem Stolze eines perſiſchen Königes, in ſeiner Gerechtigkeitsliebe, wie in der Zärtlichkeit für Eſther. Kurz, Jedermann war zufrieden. — Racine wollte ſein Werk der Frau von Maintenon zueignen; ſie erſuchte ihn aber, nicht einmal in der Vorrede ihres Namens zu erwähnen. — Zwei und dreißig Jahre nachher brachten die Schauſpieler Eſther zum erſten Mal

auf die Bühne, und — es blieb bei einer einzigen Vorstellung; vermuthlich weil nur die reinen unschuldigen Aktricen von St. Cyr mit ihren Engelstimmen einem Schauspiel jenes hohe Interesse zu geben wußten, welches, wie Voltaire sagt, eine unwahrscheinliche, nicht anziehende Begebenheit darstellt: einen albernen König, der sechs Monate mit seiner Frau gelebt hat, ohne zu wissen, wer sie ist; der, ohne den geringsten Vorwand, eine ganze Nation zu schlachten befiehlt, und nachher seinen Günstling eben so leichtsinnig aufhängen läßt. — Die kalte Aufnahme, die in unsern Tagen Esther abermals in Paris erfahren, scheint Voltairens Urtheil zu bestätigen.

Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit.

(Bruchstück aus Segür's Werke über die Weiber.)

Lefort wurde als ein Verschwörer in den Kerker geworfen. Seine Gattin zitterte für sein Leben; sie erkaufte die Erlaubniß, ihn zu sehen. Als der Tag sich neigte, flog sie zu ihm mit doppelten Kleidern, bewog ihn, die seinigen mit den ihrigen zu vertauschen, so verkleidet zu entschlüpfen, und sie zurückzulassen. Der Anschlag gelingt; ihr Gatte ist frei. Als am folgenden Morgen der Volksrepräsentant den Betrug entdeckt, ruft er drohend aus: Unglückliche!

was hast du gethan! — Meine Pflicht, antwortete sie gelassen; thu jetzt die deinige. — Unter einem Haufen von Gefangenen, welche nach Paris geschleppt, und dort bis zur Hinrichtung in die Kerker gestoßen wurden, befand sich einer, der eine junge schöne Frau besaß, die sich durchaus nicht hatte von ihm trennen wollen. Sie geht eben mit den übrigen Gefangenen in dem Hofe des Gefängnisses spaziren, als der Name ihres Gatten draußen abgerufen wird; sie ahnet, es sei der Ruf zum Tode, sie will ihm folgen. Der Kerkermeister hält sie zurück; aber stark durch ihren Schmerz, wirft sie alles vor sich nieder, und klammert sich an ihren Mann, um sein Schicksal zu theilen. Die Wachen rissen sie von ihm los. Unmenschen! rief sie aus, ich werde dennoch sterben! Augenblicklich rannte sie mit dem Kopfe gegen das eiserne Gitter, und sank sterbend zu Boden. — Der Marschall von Mouchy wird arretirt. Kaum ist er im Gefängniß angelangt, als er auch schon seine Gemahlin erscheinen sieht. Man sagt ihr, von ihr sei nicht die Rede gewesen. Mein Mann ist verhaftet, antwortete sie; folglich bin ich es auch. Der Marschall wird vor das Revolutions-Tribunal gefordert, sie begleitet ihn. Der öffentliche Ankläger sagt ihr: sie sei nicht gerufen worden. Aber doch mein Mann, erwiederte sie, und folglich auch ich. Sein Todesurtheil wird gesprochen; sie steigt mit ihm auf den Mordkarren. Der Henker weist sie auf dem Richtplatze zurück, weil nicht sie zum Tode verdammt sei, sondern ihr Mann.

Eben deswegen, ruft sie entschlossen; mein Gemahl muß sterben und folglich auch ich. Eine andere Antwort gab sie nicht. Man gewährte ihren Wunsch: sie wurde an der Seite ihres Gatten hingerichtet. — Zu Bordeaux schmachtete ein Jüngling im Kerker. Die verpestete Luft zerstörte seine Gesundheit; er wurde endlich in's Hospital gebracht, und der Obhut einer barmherzigen Schwester, der jungen Thereſe, anvertraut. Der Jüngling verband mit einer reizenden Gestalt auch noch die Vortheile der Geburt und des Vermögens. Anfangs interessirte sich Thereſe blos für ihn wegen seiner sanften Physiognomie; als er ihr aber erzählte, was er gelitten, und was er noch zu fürchten habe, da vollendete das Mitleid den süßen Eindruck: sie beschloß, ihn zu retten. Er mußte sich stellen, als ob er in heftige Konvulsionen falle, und bald nachher sterbe. Das geschah. Schwester Thereſe deckte, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, sein Bettuch über seinen Kopf. Der Arzt ging zur gewohnten Stunde vorüber; sie sagte ihm, der Kranke sei eben gestorben. Er entfernte sich, ohne den Betrug zu argwöhnen. Gegen Abend gab Thereſe vor: man habe den Leichnam zum Unterricht der chirurgischen Zöglinge begehrt, und ließ ihn nach dem Saale tragen, wo die Leichen zergliedert werden. Dort war ein junger Chirurgus gewonnen, in dessen Kleidern der lebendige Todte glücklich entschlüpfte. Die List wurde erst am folgenden Morgen entdeckt. Auf Befragen nahm Thereſe sich gar nicht einmal die Mühe zu läugnen, und wurde um

ihrer klugen Freimüthigkeit willen verschont. Indessen hatte sie dem geretteten Jüngling Empfindungen eingeflößt, die noch lebhafter waren, als ihre eigenen. Er schrieb an sie, und bat um eine Unterredung in seiner Freistatt. Sie kam; er flehte mit dankbarer Liebe zu ihren Füßen, ein Dasein zu verschönern, welches er ihr allein verdanke, seine Gattin zu werden. Sie willigte ein, gab und empfing das Glück. Die Liebenden flohen nach Spanien, wo sie vermählt wurden. — Minder glücklich war eine junge Witwe, deren Geliebter Fesseln trug. Bei der ersten Nachricht von seiner Verhaftnehmung bot sie alles auf, ihn zu befreien; vergebens! Sie bat endlich um die einzige Gnade, ihn zu sehen, oder mit ihm eingesperrt zu werden; auch das wurde ihr abgeschlagen. Sie eilte zu seinem Gefängniß, dessen Fenster auf die Straße gingen, und harrte auf Gelegenheit, ihn wenigstens zu sehen. Er erschien endlich am Fenster. Welch ein Wiedersehen! Die Liebende kam täglich wieder, trotz Regen, Sturm und Schildwachen, welche letztere schlimmer waren, als die rauheste Witterung, um den Geliebten nur einen Augenblick zu sehen und seine Stimme zu hören. Aber eines Tages — in dem Augenblicke, da sie ankam — Gott! welch' ein Schauspiel! ein Karren fährt zum Richtplatz: ihr Geliebter liegt gebunden darauf, nebst mehreren Schlachtopfern. Sinnlos stürzt sie auf die Pferde, greift die Zügel, schreit das Volk zu ihrer Hilfe herbei. Die Satelliten ergreifen sie; noch einmal reißt sie sich los, und stürzt dem Unglücklichen nach, der schon einige Schritte

weiter geſchleppt worden war. Auf's neue ergriffen, wirft ſie der Wache ihren feigen Gehorſam vor, nennt ſie Tiger, beſchwört ſie, die Gnade des gemeinſchaftlichen Todes mit dem Geliebten ihr nicht zu verſagen. Sie ſtoßen ſie zurück; da reißt ſie einem von ihnen raſch den Säbel von der Seite, und ſenkt ihn tief in ihr treues Herz. Das Volk murrt, die Soldaten ſtehen erſtarrt, der Jüngling raſet, ſeine Unglücksgefährten vergeſſen einen Augenblick ihren eigenen nahen Tod. Indeſſen wird der Leichnam bei Seite geſchafft, der Mordkarren erreicht den Richtplatz, die Köpfe der Verurtheilten fallen, und die Erinnerung an den Selbſtmord jener edlen Liebenden wird von den Blutſtrömen weggeſchwemmt, welche täglich neu fließen! — Ein anderes Mädchen hatte noch ſo viel Kraft, der Hinrichtung ihres Geliebten beizuwohnen, und ſie folgte ſeiner Leiche bis an den Ort, wo er mit den übrigen Leichnamen eingeſcharrt werden ſollte. Hier beſtach ſie den Todtengräber, um wenigſtens das theure Haupt wieder zu bekommen, deſſen erloſchene Augen einſt ſo liebevoll auf ihr ruhten. Für hundert Louisd'or ward ihr Wunſch gewährt. Sie wickelte das traurige Geſchenk in einen koſtbaren Schleier und wankte fort. Aber — die Natur war minder ſtark als ihre Liebe: an der Ecke der Straße von St. Florentin ſank ſie nieder; das blutende Haupt rollte aus dem Schleier hervor die Vorübergehenden ſahen es mit Entſetzen. Man ſchleppte die Ohnmächtige ſogleich vor das Revolutions-Tribunal, und fröhlich empfing ſie das Urtheil, welches mit ihrem

Geliebten sie auf ewig vereinigte. — Mit der Treue der Liebenden wetteiferte an Heldenmuth die kindliche Zärtlichkeit. Delleglace mußte von Lyon nach Paris abreisen, um dort in die Conciergerie eingesperrt zu werden. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat den Begleiter um Erlaubniß, in denselben Wagen steigen zu dürfen; der Unmensch versagte sie ihr. Das schlug ihren Muth nicht nieder. Trotz ihrem zarten Körperbaue lief sie zu Fuße neben dem Wagen her von Lyon bis Paris, mehr als hundert Lieues, und nur in Städten entfernte sie sich Mittags von dem Fuhrwerke, um ihren Vater Speisen zuzubereiten, und Abends um eine Bettdecke für ihn zu betteln. So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fing sie an, alle Mitglieder des sogenannten Wohlfahrtsausschusses, die nur einigen Einfluß hatten, mit Bitten und Thränen zu bestürmen; hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder, und endlich siegte sie. Mit freudigem Stolz führte sie ihren befreiten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den unendlichen, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterweges krank; und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Mitbürger zeigen konnte, endigte sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkauft hatte. — Nach der Schlacht bei Fleurüs, als die französischen Truppen wieder in Belgien einrückten, floh ein Jüngling durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thür saß, rief ein-

zig von Mitleid getrieben: Wohin? Ihr seid verloren, wenn Ihr weiter geht — Ich bin auch verloren, erwiederte er, wenn ich umkehre. — Wohlan, so kommt hier herein. Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sei, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in seinem Hause aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune. Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hineingingen, um zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unvermerkt, und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Jüngling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollen, erwacht einer derselben, und ergreift den Fliehenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen Beide und ruft: »Laßt mich doch los! ich bin es ja.« Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den Jüngling in ihre Kammer, ergreift dort ein Bund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte düstere Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Kriege war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: »In diesem Gewölbe,« spricht sie, »liegen die Ueberreste einer edlen Familie; hier wird man Euch nicht suchen. Faßt Muth, und harret hier eines günstigen Augenblicks.« Der Jüngling steigt ohne Bedenken hinab. Welch' ein Zufall! Das erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwapen; er erkennt die Gräber seiner Voreltern. Das

Mädchen überläßt ihn dieſen ſchauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit einer geliebten Gattin wieder vereinigt zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wohnung eine Zeit lang ertragen; aber zwei ewig lange Tage ſchleichen vorüber, und ſeine Befreierin kehrt noch nicht zurück. Hat ſie ihn vergeſſen? oder iſt ſie ſelbſt das Opfer ihrer Menſchlichkeit geworden? Zu dieſen marternden Gedanken geſellt ſich der Hunger; ſeine Kräfte ſind erſchöpft, er ſinkt halb ohnmächtig auf den Sarg eines ſeiner Vorfahren. Ein Geräuſch läßt ſich vernehmen; es iſt die ſanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmen ſeine Zunge, er kann nicht antworten; ſie glaubt, er ſei todt, und läßt ſeufzend die Fallthür wieder ſinken; Entſetzen ergreift ihn; die Angſt preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während ſie ihm Speiſe reichte, erklärte ſie ihr unverſchuldetes Ausbleiben, und die Maßregeln, die ſie klug getroffen, um ihn ſolcher Angſt nicht wieder auszuſetzen. Kaum iſt ſie fort, als Waffengetös an ſein Ohr ſchlägt. Das Mädchen ſteigt haſtig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Jüngling, ſich ſtill zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geiſtliche ſelbſt herumführte, weil man ihn beſchuldigt hatte, Emigrirte in der Kirche verſteckt zu haben, und weil er von ſeiner Nichte unvorſichtigem Wageſtück nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch ſogar über die Fallthür — welch' ein Augenblick für die beiden Eingeſchloſſenen! — Jeder Fußtritt ſchlug an ihr Herz, und ſchien das Signal zum

Tode. Endlich entfernt ſich das Geräuſch nach und nach — es verſchwindet. — Das Mädchen ſchlüpft hervor, ſchleicht in der Kirche umher, findet ſie ſtill und öde, beruhigt den jungen Mann und eilt davon. Noch lange ſchützte und nährte ihre Menſchenliebe den Fremdling in jenen Gräbern, bis endlich die Gefahr verſchwand, er die düſtere Wohnung ſeiner Voreltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl ſagte, und glücklich in die Arme ſeiner harrenden Gattin zurückkehrte. — Mademoiſelle de Sombreuil verſuchte in den ſchrecklichen September-Maſſacren alles, was die kindliche Liebe ihr eingab, um ihren Vater zu retten. Einer der Mörder verſprach ihr deſſen Befreiung, wenn ſie ein Glas voll Menſchenblut austrinken wolle. Sie that es, und leidet ſeit jenem fürchterlichen Augenblick an Krämpfen, die regelmäßig wiederkehren. — Ich wende mich hinweg von dieſen ſchauerlichen Gemälden, um dasjenige Billet mitzutheilen, was allen jenen Gräueln plötzlich ein Ende machte. Die reizende Madame Tallien harrte bekanntlich im Kerker ihres nahen Todes. Sie ſchrieb an ihren Gatten: »Der Polizeibeamte geht ſo eben von mir; er hat mir angekündigt, daß ich morgen vor dem Tribunal, das heißt, auf dem Schaffot erſcheinen muß. Wie wenig ſtimmt das mit meinen Träumen von voriger Nacht überein. Robespierre war nicht mehr, alle Gefängniſſe ſtanden offen. Ein einziger muthvoller Mann würde vielleicht hinreichen, dieſen Traum wahr zu machen; aber

Dank sei es Ihrer ausgezeichneten Feigheit, es wird niemand übrig bleiben, der einer solchen Wohlthat genießen könnte. Leben Sie wohl.“ — Diese wenigen Worte einer geliebten Frau belebten den Muth Tallien's und seiner Freunde. Seine Antwort war sehr kurz: »Habe,“ schrieb er, »so viel Vorsicht, als ich Muth haben werde, und vor allen Dingen sei ruhig.“ — Der folgende Tag war der neunte Thermidor. —

Die Rosen und der Pfau.

Ob wir gleich jetzt über hundert Gattungen von Rosen zählen, folglich vielleicht neunundneunzig mehr als unsere Voreltern, so waren die Rosen doch bei ihnen eben so beliebt, als bei uns. Keine Freude ohne Rosen; ja ein gewisser Graubart Aelianus, den die schönen Leserinnen nicht näher zu kennen brauchen, behauptet, daß sogar die alten Gallier, um den Muth anzudeuten, mit welchem sie in die Schlacht gingen, statt der Helme Rosenkränze auf das Haupt setzten.

Rosen schmückten jedes Fest, jede Hochzeit. Chapel hieß die Rosenkrone, welche die Damen trugen. Wenn der Konnetabel den König bei der Tafel bediente, so hielt er in der Hand eine weiße Ruthe, und sein Haupt zierte ein Kranz von Rosen. Nonnen, die eingekleidet, Mädchen, die verheirathet wurden, wanden Rosen um die Schläfe.

Ein Vater, der seiner Tochter nichts mitgeben konnte oder wollte, mußte ihr wenigstens den sogenannten Chapel schaffen. Die Braut ging ganz weiß gekleidet, zum Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; die Rosenkrone im Haar war das Sinnbild der Liebe. Sie fehlte nicht einmal bei geistlichen Prozessionen, und ihr allgemeiner Gebrauch hatte sogar einer Handwerksinnung zu Paris das Dasein gegeben, deren Mitglieder man Chapeliers (Hutmacher) nannte, und die allein Rosenkronen machen und verkaufen durften. Diejenigen Weiber, die mit künstlichen Blumen handelten, hießen gleichfalls chapelières en fleurs.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kam im Parlament eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nämlich ein weltlicher Pair einen Prozeß hatte, und vorgerufen wurde, mußte er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich IV. hatte diesen Gebrauch, aber zuletzt, beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlament nach Tours flüchten mußte, wurde die Rosenceremonie vernachlässigt, und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlament seinen eigenen Rosenlieferanten, der den Titel rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit seiner Ware hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay-aux-roses genannt.

In vielen Städten durfte nicht Jedermann Rosen in seinem Garten ziehen; denn das war ein Privilegium. Die,

denen es zu Theil geworden, mußten dem Stadtrath jährlich am heil. drei Königsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt wurden, Rosenbüschel findet: denn die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen; auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehnten Jahrhunderte), und räth, man solle gebratenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

In den ältesten Zeiten pflegte man die Tafel und den Speisesaal mit Blumen zu schmücken. Ein alter Schriftsteller erzählt: »Statt Kalk und Steine sah man nur Epheu an den Mauern. Der Fußboden war dick mit Blumen bestreut; man glaubte auf einer blühenden Wiese zu wandeln. Die Tafel zeigte mehr Rosen als ein ganzer Garten. Kein Tischtuch bedeckte sie, nichts als Rosen. Die Speisen standen auf und zwischen Rosen. Ihr Duft und ihre glühenden Farben ersetzten reichlich den Anblick eines schneeweißen Tischtuchs.«

Da wir einmal in das Mittelalter hinein gerathen sind, und eben an einer schön geschmückten Tafel sitzen, so wollen

wir noch einen Blick auf das werfen, was darauf geſetzt zu werden pflegte.

Eine der leckerſten Speiſen jener Zeit, die, wenn Könige und Fürſten banketirten, nie auf ihren Tafeln fehlte, war der Pfau. Die alten Romanciers nannten ihn den edlen Vogel, deſſen Fleiſch nur Liebenden und Tapfern zur Nahrung dienen müſſe. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einen Lügner ſchildern will, ſagt: er habe ſo viel Neigung zum Lügen gehabt, als ein Hungriger zu einem gebratenen Pfau. Man pflegte ihn ganz mit allen ſeinen Gliedern und Federn auf die Tafel zu ſetzen. Das bewerkſtelligte man, indem man ihm ſehr geſchickt die Haut abzog, den Kopf in Leinewand wickelte, und dann den Körper an den Spieß ſteckte. Um während des Bratens ſeine Federkrone unverſehrt zu erhalten, begoß man die Leinewand unaufhörlich mit friſchem Waſſer. War der Pfau nun gar, ſo nahm man ihn vom Spieße, zog die Haut wieder über den Körper, ſtutzte die Krone auf, breitete den Schweif aus einander, und ſervirte ihn.

Zuweilen trieb man die Verſchwendung ſo weit, ihn ſtatt ſeiner natürlichen Haut mit Goldblättchen zu bedecken. Andere ſteckten ihm zur Beluſtigung Leinewand in Kampfer getaucht in den Schnabel, zündeten bei der Tafel die Leinewand an, und ließen ſo den Pfau Flammen ſpeien. — Kein Knappe durfte ſich die Ehre anmaßen, dieſen edlen Braten auf die Tafel zu ſetzen: das gebührte nur den Damen, und unter dieſen wiederum der Schönſten

oder Vornehmſten. Im Gefolge mehrerer Frauenzimmer, und von Muſik begleitet, trat die Königin des Feſtes mit der goldenen oder ſilbernen Schüſſel in den Saal, auf welcher der Vogel prangte. Bei Trompetenſchall ſetzte ſie dieſelbe vor den Wirth, wenn er vornehm genug war, oder vor den tapferſten und galanteſten Ritter. Folgte der Schmaus nach einem Turnier, und war derjenige Ritter zugegen, der den Preis erkämpft hatte, ſo kam ihm dieſe Ehre zu. Dann mußte er aber auch ſeine Geſchicklichkeit im Tranſchiren beweiſen, und es ſo einzurichten wiſſen, daß ein jeder Gaſt, wären ihrer auch noch ſo viele geweſen, ein Stückchen davon bekam. Der Verfaſſer des Romans: Lancelot, erzählt, daß bei einem Feſte, welches König Artus der Tafelrunde gab, der König ſelbſt einen Pfau ſo geſchickt zerlegt habe, daß von hundert fünfzig Gäſten keiner leer ausging.

Zuweilen wurde der tranſchirende Ritter durch die ihm erwieſene Ehre plötzlich zu hohem Muth entflammt; er ſtand auf, ſtreckte die Hand über den gebratenen Vogel aus, und that irgend ein verwegenes oder liebeathmendes Gelübde. Er ſchwur z. B., daß er in der nächſten Schlacht ſich zuerſt auf den Feind ſtürzen, oder bei einer Belagerung, zu Ehren der Geliebten, ſein Fähnlein zuerſt auf die Mauer pflanzen wolle. Die Formel eines ſolchen Gelübdes war: Ich gelobe bei Gott, der heiligen Jungfrau, meiner Dame und dem Pfau, ꝛc.

Nachher wurde die Schüſſel von einem zum andern

getragen, und der in jeder Bruſt aufgeregte Ehrgeiz that oft die ausſchweifendſten Gelübde. — So ward es mit dem Pfau gehalten; oft genoß auch der Faſan gleicher Ehre.

Eine andere Leckerei ſpäterer Vorzeit waren die jungen grünen Erbſen, auf deren Kultur man ſich damals noch wenig gelegt hatte, und die daher in einem ungeheuren Preiſe ſtanden. Der Verfaſſer von Colbert's Leben (1695 gedruckt) ſagt: es ſei zum Erſtaunen, daß Leckermäuler oft ein Maß Erbſen mit fünfzig Thaler bezahlten. — In einem Briefe von 1696 ſagte Frau von Maintenon: »das Kapitel von den grünen Erbſen iſt noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu eſſen, das Vergnügen, ſie gegeſſen zu haben, und die Sehnſucht, noch mehr zu eſſen, ſind die drei Hauptpunkte, welche von unſern Prinzen ſeit vier Tagen abgehandelt werden. Es gibt Damen, welche, wenn ſie beim König zu Nacht gegeſſen, und tüchtig gegeſſen haben, zu Hauſe noch vor dem Schlafengehen eine Schüſſel voll grüner Erbſen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es iſt eine Mode, eine Wuth; und es iſt nicht die einzige.«

Da dieſer Brief vom 10. Mai datirt iſt, ſo folgt daraus, daß man damals, ſelbſt am Hofe, nicht früher grüne Erbſen haben konnte, obgleich die Mode einen ſo hohen Preis auf ſie ſetzte. Erſt gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts gab der wackere Arnaud d'Andilly, in der Abtei de Port royal, der echten Gartenkunſt das Leben.

Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter.

Manche meiner ſchönen Leſerinnen wird bei dieſer Ueberſchrift unwillig ſtutzen; denn ſeit Voltaire's Dirne vergeſſen worden iſt, und Schiller die Jungfrau — wie er ſelbſt ſagt — mit einem Sternenkranz umgab, ſeitdem mögen wir uns gar zu gern ein reines, keuſches, unirdiſches Weſen in ihr denken, und, wenn es ſein muß, laſſen wir ſie lieber verbrennen, als verheirathen. Sie iſt aber in der That nicht verbrannt, ſondern wirklich verheirathet worden, hat auch Kinder geboren, u. ſ. w. Wenigſtens hat man ziemlich ſtarke Beweiſe dafür. Ein gewiſſer Pater Vignier nämlich, Prêtre de l'Oratoire, der 1661 zu Paris ſtarb, ein alter, gründlich gelehrter und vorurtheilsfreier Mann, hat zufällig dieſe Entdeckung gemacht, und ein Brief ſeines Bruders an Herrn von Grammont, geſchrieben zu Richelieu am 2. November 1683, gibt darüber folgende Aufſchlüſſe.

Der Pater Vignier, der ſich ſehr emſig mit einer Geſchichte der Herren vom Elſaß beſchäftigte, und, auf einer Reiſe durch Lothringen, überall dazu gehörige Nachrichten und Alterthümer aufſuchte, fand in Metz eine alte Handſchrift, eine Art von Chronik der Stadt, die er abſchreiben, und durch die Unterſchrift eines Notars beglaubigen

ließ. Diese Handschrift nun enthält unter andern folgenden Artikel:

»Im Jahre 1436, da Herr Plin Marcou Bürgermeister zu Metz war, am zwanzigsten Tage des Monats Mai, kam das Mädchen Johanna, welche in Frankreich gewesen, nach la Grange ez Ormes, um mit einigen Herren aus Metz zu reden, und ließ sich Claude nennen. Eben dahin kamen, um sie zu sehen, ihre beiden Brüder, Peter der Ritter und Petit Jean, der Ecuyer, welcher glaubte, sie wäre verbrannt worden. Und sobald sie das Mädchen erblickten, erkannten sie dieselbe für ihre Schwester, und wurden von ihr wiederum als Brüder erkannt. Des Montags, am 21., führten sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon, und Ritter Nicole schenkte ihr ein Roß, zwanzig Livres an Werth, auch ein Paar Halbstiefeln, Albert Roulle eine Kappe, und Nicolaus Grognet ein Schwert. Das Mädchen schwang sich sehr behend auf das Roß, und erzählte dem Ritter Nicole Dinge, aus welchen er gar wohl erkannte, daß sie dieselbe sei, welche den König Karl zur Salbung nach Rheims geführt. — Am Pfingstfest kam sie wiederum in die Stadt Marnelle — (hier folgen im Original die für mich unübersetzbaren Worte En chief Jehan Renat), blieb drei Wochen daselbst, und wurde von Allen, die sie zu sehen kamen, für die wahrhafte Jungfrau von Orleans erkannt.« (Hier folgt wiederum eine Stelle die ich mir nicht getraue richtig zu übersetzen: A donc l'y donner Sieur Geoffroy dex un Chlx et puis s'en alloit à Er-

lon, et y fut grande presse, jusqu'à ten que le fils du Comte Wnenbourg la menet à Cologne de côte son père le Comte de Wnenbourg et l'aimoit le dit Comte trèsfort. Man sieht wenigstens daraus, daß ein Graf Wnenburg sie nach Cölln geführt und sehr geliebt hat. Darauf bezieht sich nun das Folgende: »Als sie wieder von da abreisen wollte, rüstete er sie aus mit einem schönen Panzer, und bald darauf wurde zu Erlon ihre Vermählung mit dem Ritter des Armoises vollzogen. Dieser begab sich mit seiner Gemahlin, dem Mädchen, nach Metz, woselbst sie in dem Hause wohnten, welches er neben der Kirche der heiligen Seylenne besaß, und so lange daselbst verblieben, als es ihnen gefiel.«

So weit die alte Handschrift, welcher Pater Vignier als ein sehr vorsichtig prüfender Mann, vielleicht wenig Glauben beigemessen haben würde, wenn nicht bald nachher ein anderer wichtiger Umstand hinzugetreten wäre. Er speiste nämlich einst bei einem Herrn des Armoises, und lenkte das Gespräch auf dessen Genealogie. Der Wirth gestand offenherzig, daß ihm sehr wenig davon bekannt sei, und er sich nie darum bekümmert habe. Er besitze aber ein Familien-Archiv, wo er mehr erfahren könne, wenn er Lust habe, dort im Staube herumzuwühlen. Das war es eben, was der Pater wünschte. Gleich nach dem Essen ließ er sich die Schlüssel zu dem Archive geben, brachte den ganzen Nachmittag darin zu, und fand endlich glücklich einen förmlichen Ehekontrakt zwischen Robert des Armoises und

Jeanne d'Arcq, das Mädchen von Orleans genannt. Sein Wirth hatte keine geringe Freude über die unvermuthete Ehre, welche ihm wiederfuhr, und von der nicht einmal eine Tradition ihn etwas hatte ahnen laſſen.

Daß Vignier auch von dieſem merkwürdigen Kontrakte eine Abſchrift nahm, läßt ſich leicht glauben; wo aber ſeine Sammlungen hingerathen, wußte ſelbſt ſein Bruder nicht. Nur aus ſeiner Biographie, die ein gewiſſer Pater Dachery geſchrieben, laſſen ſich dunkle Vermuthungen deshalb ſchöpfen.

Was läßt ſich nun gegen dieſe Zeugniſſe einwenden? — Daß man zu Rouen noch lange nachher den Keſſel gezeigt, in welchem Johanna verbrannt worden, beweiſt nun wohl eben nicht viel. Doch freilich läßt ſich auch nicht behaupten, daß Diana ein Reh untergeſchoben, wie bei dem Opfer der Iphigenia. — Aber Pasquier ſagt ausdrücklich: »Sie ſtand nach ihrem Tode noch immer in ſo großem Anſehen, daß im Jahre 1440 das gemeine Volk ſich einbildete, ſie lebe noch. Ein verkleidetes Mädchen, welches man unter der Gensdarmerie gefunden, gab Gelegenheit dazu. Das Parlement ſah ſich genöthiget, dieſes Mädchen holen zu laſſen und öffentlich auszuſtellen, um den Betrug zu offenbaren.» Aber das war ja vier Jahre ſpäter, als die Chronik von Metz angibt? und wenn man die Betrügerin in Paris ſo leicht erkannte, warum nicht noch leichter in Metz, ſo nahe ihrem Vaterlande? warum begrüßten ihre Brüder ſie als Schweſter?

Doch könnte man wieder einwenden: Papſt Calixtus der Dritte habe ja 1455 ihren Prozeß unterſuchen und hundertzwölf Zeugen deshalb abhören laſſen. — Wahr! doch den Abgeordneten war ja blos aufgetragen zu unterſuchen, ob ſie eine Ketzerin und Zauberin geweſen? nicht aber ob ſie wirklich hingerichtet worden? — Wäre dies geſchehen, und hätte man nicht vielmehr Mittel geſucht, ſie zu retten, würde man wohl fünf ganze Wochen zwiſchen der Verurtheilung und der Vollſtreckung haben verſtreichen laſſen? Denn das Todesurtheil ward am 30. Mai geſprochen, und erſt am 6. Julius vollzogen: ein damals ganz ungewöhnlicher Aufſchub, der ſich nur dadurch erklären läßt, daß man Zeit brauchte, eine andere Verbrecherin an ihre Stelle herbei zu ſchaffen, ſie ſelbſt aber der Wuth der Engländer zu entrücken. Daher auch die große Mütze, die man der Delinquentin tief in's Geſicht gedrückt hatte; daher ferner eine Art von Bänkelſänger-Gemälde, welches man vor ihr her trug, um des Pöbels Blicke von ihr abzuziehen, und deſſen Aufmerkſamkeit zu theilen. — Warum hätte auch ſonſt der König den Tod ſeiner Wohlthäterin nicht an den erſten Gefangenen gerächt, die ihm in die Hände fielen? — Nein, es iſt wahrſcheinlicher, daß ſie bis zum Tode des furchtbaren Herzogs von Bedford, 1435, in Gefangenſchaft gehalten, dann aber in der Stille entlaſſen worden ſei.

Endlich ſpricht auch noch für dieſe Meinung ein Gnadenbrief, der einem der Brüder des Mädchens, 1443, von dem Herzog von Orleans ertheilt worden. Er ſteht beim

Pasquier, und enthält folgende Ausdrücke: »Auf Ansuchen Herrn Peters, welcher anzeigt, daß er aus Treue für seinen König und den Herzog von Orleans sein Vaterland verlassen, und sich in Gesellschaft seiner Schwester Johanna, des Mädchens, in ihre Dienste begeben, mit welcher seiner Schwester er bis zu ihrer Abwesenheit, und von dieser Zeit bis itzo, sein Leben und sein Vermögen in des Königs Dienst zugesetzt u. s. w.« Im Jahr 1443 lebte also das Mädchen noch; sie war zwar einmal abwesend, aber nicht todt. Wäre sie todt gewesen, der Bruder würde nicht unterlassen haben, es mit anzuführen, um sich bei dem Prinzen ein desto größeres Verdienst daraus zu machen. Doch es ist hier nicht der Ort, die Sache tiefer zu ergründen, und nur das allgemeine Interesse für die Jungfrau von Orleans, welches durch Schiller's Meisterwerk wieder erweckt worden, konnte uns veranlassen, einer flüchtigen Untersuchung hier einen Platz zu gönnen. — Uebrigens wird den meisten Lesern schon bekannt sein, daß der Jeanne d'Arc in Orleans ein neues Monument errichtet wird, und zwar ihre sehr ähnliche Bildsäule in Bronze, auf einer Basis von weißem Marmor mit passenden Inschriften. Vier Basreliefs werden darstellen, 1. wie sie zu Chinon den Degen vom König empfängt, 2. die Schlacht, welche Orleans befreite, 3. die Salbung Karl's zu Rheims, 4. die Verbrennung der Jungfrau auf dem Scheiterhaufen. Dieses letztere Bild beweist, daß die Franzosen noch immer

nicht zweifeln, ſie ſei wirklich ſo umgekommen, wie man gewöhnlich erzählt.

Peter der Grauſame.

Mit dieſem ſchimpflichen Beiwort iſt der Name eines ſpaniſchen Königs auf uns gekommen, der vielleicht eben ſo oft gerecht als grauſam war. Folgende Anekdote iſt eines Marc-Aurels würdig.

Ein Kanonikus der Kathedralkirche zu Sevilla war in ſeinem Putz ſehr eitel und beſonders in ſeiner Fußbekleidung äußerſt eigenſinnig, ſo daß er ſelten einen Schuſter finden konnte, der ihm die Schuhe zu Dank machte. Nachdem er beinahe alle Schuſter in Sevilla durchprobirt hatte, gerieth er endlich an einen, der, wenigſtens nach des Kanonikus Meinung, noch ſchlechter arbeitete als alle die übrigen, und es bemeiſterte ſich ſeiner darüber eine ſolche Wuth, daß er dem armen Manne ſein Handwerkszeug aus der Hand riß, und ihn ſo lange damit auf den Kopf ſchlug und hämmerte, bis der Unglückliche todt zu ſeinen Füßen lag. Eine Witwe und fünf Waiſen blieben zurück, deren älteſte ein Sohn von vierzehn Jahren war. Sie klagten bei dem Kapitel. Die Sache wurde ſtreng unterſucht, und der Kanonikus verurtheilt, — ein ganzes Jahr lang nicht auf dem Chor zu erſcheinen. — Die unter-

drückte Familie schwieg. Der Jüngling wuchs heran, und ernährte kümmerlich Mutter und Geschwister. Einst, am Frohnleichnamsfeste, saß er auf den Stufen, welche zu der Kathedralkirche führen, und sah andächtig die Procession vorüberziehen. Plötzlich erblickt er den Mörder seines Vaters unter den übrigen Geistlichen; der Anblick empört ihn, Schmerz und Wuth reißen ihn hin, er springt auf den Unhold zu, und stößt ihm sein Messer in die Brust. Man ergreift den Jüngling, der die blutige That nicht zu verbergen oder zu läugnen trachtete. Der Prozeß währte nicht lange; er wurde verdammt, lebendig gevierttheilt zu werden — Peter der Grausame befand sich gerade zu Sevilla; er erfuhr das Vorgegangene, ließ sich darüber berichten, kassirte das Urtheil, und entschied: der junge Mensch soll während eines ganzen Jahres — keine Schuhe machen.

Ein seltsamer Prozeß.

Am 1. März 1803 wurde vor der königlichen Bank zu London ein seltsamer Streit entschieden. Die Parteien waren Herr Leeds, ein wohlhabender Gentleman, und Elisabeth Cooke, Tochter eines reichen Güterbesitzers in der Grafschaft Esser, Namens Cardinal. Aus der Untersuchung ging hervor, daß am 9. Mai vorigen Jahres Miß

Elisabeth Cardinal, als sie eben im Begriff stand, sich mit Herrn Leeds zu verheirathen, unvermutheter Weise mit einem Andern, der ihr besser gefiel, nämlich mit Herrn Cooke, die Flucht ergriff, und sich an einem kleinen Orte auf der schottischen Grenze mit ihm trauen ließ. Leeds begehrte daher von Madame Cooke und ihrem Manne entschädigende Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung.

Der Advokat des Klägers, der berühmte Erskine, trug die Sache sehr pathetisch und romantisch vor. Herr Leeds, sagte er, hatte das Glück seines Lebens auf diese Verbindung gebauet, und hat nur Kummer und Sorgen geerntet. Er liebte Miß Cardinal und wurde geliebt; Beider Väter hatten diese Liebe durch ihren Segen geheiligt; der Contract war unterschrieben, der Trauring gekauft, nichts mangelte als die Ceremonie. Aber Herr Cardinal, ein geiziger Vater, hatte diese noch verschoben, um noch einmal die Interessen des Kapitals zu genießen, welches er seiner Tochter wider Willen herausgeben mußte. In dieser Zwischenzeit kommt Herr Cooke, ein braver, einnehmender und imponirender Seemann; trotz der bekannten Verbindung der Miß, trägt er ihr sein Herz an, gefällt, entführt und heirathet sie. Kurze Zeit nach der Zurückkunft der Neuvermählten schreibt Madame Cooke einen Brief an ihren ehemaligen Bräutigam, in welchem sie ihre Betrübniß darüber ausdrückt, sich noch nicht in seinen Augen gerechtfertigt zu haben, und also fortfährt: »Ich weiß, daß

Sie eine solche Behandlung nicht verdienten, daß mein Benehmen gegen Sie nicht zu entschuldigen ist; aber ein geheimes Ich weiß nicht was sagte mir, daß ich Sie nicht lieben könne. Ich hoffe, Sie werden meinen Leichtsinn verzeihen, und mit meiner Schwachheit Mitleid haben.» —

Es wäre allerdings sehr bequem, fügte Erskine hinzu, wenn ich weiß nicht was eine hinreichende Entschuldigung wäre, so oft man Lust hat, seine Liebhaber zu wechseln, und wenn ich weiß nicht was ein Mädchen berechtigte, denjenigen unglücklich zu machen, dem sie zwei Jahre lang ein günstiges Gehör gegeben. Doch versicherte er, daß sein Client weder vor Kummer sterben werde, noch Willens sei sich aufzuhängen. Aber Entschädigung verlange er mit Recht für seine vielen Ausgaben und Unkosten.

Hierauf nahm Herr Garrow, der Sachwalter des Herrn und der Madame Cooke, das Wort, und debutirte mit einem etwas freien Scherze. Sein Client, meinte er, sei noch viel weiter davon entfernt sich aufzuhängen, als Herr Leeds, der eben so wenig ein Recht zu einer Entschädigung habe, als Herr Cooke im Stande sei eine zu geben. Denn dieser sogenannte junge Held und Seemann, der, mit Ruhm bedeckt, das Herz der Miß zu rauben kam, sei kein anderer als ein junger, von seinem Vormund ruinirter Mensch, ein Comptoirbedienter bei einem Kaufmann, der nach Indien handle. Madame Cooke, von welcher Leeds einen so schönen empfindsamen Brief producirt habe,

könne keinen einzigen Perioden ordentlich bilden, und kein Wort orthographiſch ſchreiben. Sie habe alſo offenbar den Brief nicht aus eigener Bewegung, ſondern Jemanden zu Gefallen geſchrieben, der die Familien habe vereinigen wollen. Was den untröſtlichen Herrn Leeds betrifft, ſo wurde erwieſen, daß er an eben dem Tage, als der Contract unterzeichnet wurde, Braut und Schwiegervater verließ, um zwei Stunden bei einem Freudenmädchen zuzubringen, ja, daß er ſogar die Unverſchämtheit hatte, das ſeinem Schwiegervater zu erzählen, von dem es auch die Braut wieder erfuhr. Bald darauf gingen Alle auf's Land, und hier wollte der treue Bräutigam eine Magd des Herrn Cardinal durch ein Geſchenk von Thee verführen. — Seiner Braut gab er zu verſtehen: ſie dürfe keinen andern Willen haben als den ſeinigen; und als ſie eines Tages ſpazieren gehen wollte, beſtand er darauf, ſie ſolle ſpaziren reiten, oder er werde ihr die Knochen entzwei ſchlagen. — Oefter ſchon hatten ſie ſich über die Frage gezankt: wie dick der Stock ſein dürfe, mit welchem, nach engliſchen Geſetzen, dem Manne erlaubt iſt, die Frau zu beſſern. Nach einem ſolchen Zanke prügelte er ſie einſt mit einer Pferdepeitſche, und ſagte dabei: daraus ſolle ſie lernen, was ſie von ihm zu erwarten habe. Als ſeine Frau wolle er ſie wie kleine Kinder züchtigen. — Ein ander Mal verſicherte er: er wolle ſie lebendig ſchinden, und auch bei Gelegenheit todt ſchlagen.

Man muß geſtehen, daß alle dieſe Artigkeiten nicht

dazu gemacht ſind, ein junges Herz unwiderruflich zu feſſeln. Miß Cardinal ergriff, wie geſagt, ihre Partie als ein kluges Mädchen; und ſogleich erklärte Leeds, daß er ſich ſehr glücklich ſchätze, die ſchlechte Ware los geworden zu ſein. Als ſein Schwiegervater in ihn drang, den Flüchtlingen nachzuſetzen, antwortete er: Ihnen zu gefallen will ich es wohl thun; aber für mich thäte ich keinen Schritt darum. — Drei Tage nach dieſem Vorfalle ſchickte er einen Bedienten ſeines Schwiegervaters mit einem Briefe an eine Miß Turpin, die ihn nicht leſen konnte, und daher den Bedienten bat, ihr denſelben zu entziffern. Er enthielt das Anerbieten einer Rente von zweitauſend Pfund Sterling, wenn ſie ihn erhören wolle. Sie fand die Zahlen leſerlicher, als die Buchſtaben, und ſchon acht Tage nachher logirte ſich Leeds ohne Umſtände bei ihr ein. — Miß Turpin ſelbſt, die außerordentlich ſchön iſt, wurde vorgefordert, und Lord Ellenborough verhörte ſie über dieſen Umſtand, den ſie keineswegs läugnete, auch gar nicht verlegen dabei ſchien. — Der Lord Oberrichter zog endlich aus Allem das Reſultat: »die abſcheuliche Ungeſchliffenheit der ganzen Familie mache glaublich, was in jedem andern Fall in dem Benehmen des Klägers unglaublich geweſen ſein würde. Das Betragen der Miß Cardinal wäre alſo klug, aber nicht geſetzlich zu nennen, und könne vom Geſetz durchaus nicht autoriſirt werden. Sie habe daher den Prozeß verloren, und die Jury ſolle die Summe des Schadenerſatzes beſtimmen.» — Die Geſchwornen ent-

fernten ſich, deliberirten, kamen zurück und erklärten: daß Beklagte ſchuldig und gehalten ſei, dem Kläger zum Erſatz — Einen Schilling auszuzahlen.

Zwei große Verlegenheiten einer Königin.

Margarethe von Valois ſollte wider ihren Willen vor der Pforte der Kathedralkirche mit dem Könige von Navarra getrauet werden. Als der Kardinal von Bourbon, der die Trauung verrichtete, ſie fragte: ob ſie den König für ihren Gemahl erkenne? antwortete ſie — gar nichts. Er wiederholte ſeine Frage, aber eben ſo vergebens. Hierauf blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als ſie ein wenig unſanft beim Kopfe zu ergreifen, und ſie mit Gewalt nicken zu laſſen. Ein anderer Schriftſteller, Avila, behauptet, der König ſelbſt habe ihr dieſe Kopfbewegung abgenöthigt. Man kann denken, welch' ein Gemurmel unter den Zuſchauern entſtand. Auch unterließ man nicht bei der nachmaligen Klage auf Eheſcheidung, dies ſeltſame Schweigen geltend zu machen.

Ihre zweite große Verlegenheit in der abſcheulichen Bartholomäusnacht erzählt ſie ſelbſt ſehr naiv. »Ich ſchlief feſt, als plötzlich ein Menſch mit Händen und Füßen an meine Thür klopfte, und ſchrie: Navarra! Navarra! Meine Amme glaubte, es ſei der König, mein Gemahl, und

öffnete ſchnell. Da ſtürzte ein Edelmann herein, Herr von Tejan; er hatte einen Stich im Elbogen und einen Hieb im Arm, und wurde von vier Häſchern verfolgt, die faſt zugleich mit ihm in mein Schlafzimmer drangen. Um ſich zu retten, warf er ſich ohne Bedenken auf mein Bett. Ich, erſchrocken, warf mich hinter das Bett — er mir nach, und faßte mich um den Leib. Ich kannte den Menſchen gar nicht; ich wußte nicht, ob er gekommen ſei, mich zu mißhandeln, und ob die Häſcher es auf ihn oder auf mich gemünzt hatten. Wir ſchrien Beide aus vollem Halſe. Endlich, Gott ſei Dank, trat der Gardekapitän de Nançay herein, der, als er mich in dieſer Lage erblickte, ſich des Lachens nicht enthalten konnte. Er ſchalt aber auf die Unbeſcheidenheit der Häſcher, jagte ſie hinaus, und ſchenkte mir das Leben des armen Teufels, der mich noch immer feſt umklammert hielt. Ich ließ ihn nachher in meinem Kabinet verbinden und pflegen, bis er gänzlich geheilt war.»

Falſche Scham iſt großen Seelen fremd.

Zu der Zeit, als ganz Frankreich die Knie vor der Frau von Maintenon beugte, erſchien eines Tages ein Mann in ihrem Vorzimmer, der haſtig durch die Menge drang, und mit ehrerbietiger Kühnheit vor ſie trat. »Es ſind nun ſchon vierzig Jahre, Madame,» ſagte er, »ſeit ich Sie nicht

geſehen; doch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich nicht ganz vergeſſen haben. Erinnern Sie ſich wohl noch, daß, nach ihrer Zurückkunft von den Inſeln, Sie jeden Donnerſtag an der Pforte der Jeſuiten von Rochelle erſchienen, wo die jüngeren Patres den Armen Suppe austheilten? es war gewöhnlich mein Amt, und von Ihrer edlen Geſtalt betroffen, zeichnete ich Sie vor den übrigen Bettlern aus. Ich bemerkte die Verlegenheit, mit welcher Sie Almoſen empfingen, und ahnte, daß Sie nicht dazu geboren wären.»

»Wie!» rief Frau v. Maintenon, »ſind Sie es, der, um mir jede Scham zu erſparen, mir die Suppe nach Hauſe bringen ließ, und dabei bedauerte, daß er nicht mehr für mich thun könne? — Ihr zartes Mitleid gab damals Ihrer Wohlthat einen doppelten Werth. Reden Sie: worin kann ich Ihnen nützlich ſein?» — Bei dieſen Worten faßte ſie die Hand des Greiſes, und führte ihn in ihr Kabinet, um jetzt auch ihm die Scham zu erſparen, in Gegenwart der gaffenden Menge ſeine Noth vorzutragen. Er war Dorfſchulmeiſter, und ſein ganzer Ehrgeiz ſchränkte ſich auf den Wunſch ein, eine Pfarre zu erhalten.

»Ich weiß nicht,» ſagte die Frau von Maintenon, nachdem ſie ihn gütig angehört hatte, »ob Sie die zu einem Pfarrdienſt nothwendigen Eigenſchaften beſitzen; ich weiß aber, daß Sie wohlthätig ſind. Nehmen Sie alſo vor der Hand von mir dieſen Beutel mit hundert Louisd'or, den ich jährlich wieder füllen werde. Gern thäte ich mehr; aber

ich habe viel arme Verwandte, und Sie ſind nicht der Einzige, der ſich meiner hilfloſen Jugend angenommen hat— »Sehen Sie,« ſagte ſie zum König, der eben herein trat, »dieſer Greis war mein Wohlthäter. Sie werden ſich nun nicht mehr wundern, Sire, wenn ich zuweilen für arme Waiſen ein wenig unverſchämt bitte.«

Hofdienſt.

Man würde ſelten die Lieblinge der Fürſten beneiden, wenn man immer wüßte, wie theuer ſie ihr Glück zuweilen erkaufen. Die Prinzeſſin Urſini, dieſe berühmte Frau, die eine ſo glänzende Rolle in Spanien ſpielte, beſchreibt ſehr unterhaltend in einem Briefe an die Marſchallin von Noailles alle die Laſten, die mit ihrer Stelle verbunden waren. Man erinnere ſich, daß eine Frau von hoher Geburt und noch höherem Geiſte dieſen Brief geſchrieben hat, und erſtaune dann über die Demüthigungen, welchen eine ungezähmte Herrſchſucht ſich unterwirft, wenn ſie dieſelben als Mittel betrachtet, ihr Ziel zu erringen.

»Guter Gott! was haben Sie aus mir gemacht! — Ich habe nicht die mindeſte Ruhe, und finde kaum einen Augenblick, mit meinem Sekretär zu reden. Ich darf gar nicht daran denken, die Sieſte zu halten oder zu eſſen, wenn mich hungert. Ich muß froh ſein, wenn ich nur im Fluge

ein Paar Biſſen hinunterſchlucken darf; und auch dies iſt ſelten genug: denn oft werd' ich gerufen, wenn ich mich eben zu Tiſche ſetzen will. Wahrlich, Frau von Maintenon würde lachen, wenn ſie alle die kleinen Details meines Dienſtes kennte. Ich bin es, welche die Ehre hat, des Königs Schlafrock zu nehmen, wenn er in's Bett ſteigt, und ihm denſelben ſammt den Pantoffeln wieder zu geben, wenn er aufſteht. Das möchte noch hingehen. Aber, daß an jedem Abend, wenn der König zu der Königin geht, der Graf von Benavente mir Seiner Majeſtät Degen, ein Nachtgeſchirr und eine Nachtlampe aufladet, welche letztere ich gewöhnlich auf meine Kleider gieße: das iſt denn doch zu arg. Wenn ich des Morgens nicht des Königs Vorhänge aufzöge, ſo glaube ich, er würde nie aufſtehen; auch darf bei Leibe Niemand außer mir das Schlafzimmer betreten, ſo lange der König mit der Königin im Bette liegt. Neulich war die Nachtlampe ausgegangen, weil ich die Hälfte des Oels verſchüttet hatte; ich konnte das Fenſter nicht finden, und hätte mir faſt die Naſe an der Mauer gequetſcht. Der König ſtand auch auf; wir tappten eine halbe Viertelſtunde umher, und gaben uns zuweilen im Finſtern Rippenſtöße. Seine Majeſtät mögen mich ſo wohl leiden, daß ſie mich zuweilen ſchon zwei Stunden vor Tage an Ihr Bett kommen laſſen, um zu plaudern. Die Königin nimmt zwar Theil an dieſem Zeitvertreib; aber dennoch iſt es mir noch nicht gelungen, ihr ſo viel Vertrauen einzuflöſſen, als ſie ihren piemonteſiſchen Kammerfrauen ſchenkt. Das wundert

mich; denn ich bediene ſie beſſer als jene, und ich bin gewiß, daß ich ihr am beſten und ſchnellſten die Füße waſche und die Strümpfe anziehe," u. ſ. w.

Man muß geſtehen, daß der Preis, um welchen die Prinzeſſin Urſini die königliche Gunſt erkaufte, für Manchen zu hoch ſein möchte.

Talbot.

Durch die Jungfrau von Orleans ſind wir gewöhnt worden, mit dem Namen Talbot ein Bild von rauher Größe zu verbinden; es gab aber einſt in England einen Mann, der durch Sanftmuth, Rechtſchaffenheit, Weisheit und Wohlthätigkeit dieſem Namen den höchſten Glanz lieh — den Kanzler Talbot. Er war der unbeſtechlichſte Richter und der liebenswürdigſte, menſchenfreundlichſte Privatmann. Seinem Poſten verdankte er unter andern das Vorrecht, zu mehreren geiſtlichen Beneficen zu ernennen; und immer war er ſehr vorſichtig in ſeiner Wahl.

Eines Tages, als gerade eine anſehnliche ſolche Stelle erledigt worden, empfahl ihm Sir Robert Walpole mit vieler Wärme einen gewiſſen jungen Geiſtlichen, der die beſten Zeugniſſe von ſeinen Kenntniſſen aufzuweiſen hatte. Talbot verſprach, Rückſicht auf denſelben zu nehmen, nicht ſowohl um der Empfehlung willen, als weil er es wirk-

lich zu verdienen schien. Die Sache war bald völlig abgemacht, und es mangelte nur noch die Expedition des Dekrets, die einigen Formalitäten unterworfen war, und folglich Zeit kostete.

Unterdessen kam der Vikar des Kirchspiels, zu welchem der Geistliche ernannt war, nach London, ein wackerer alter Mann, der seit einer Reihe von Jahren für eine mäßige Belohnung den eigentlichen Dienst verwaltet hatte, wie es in England leider üblich ist. Er brachte eine Menge Zeugnisse und Empfehlungen von seinen Eingepfarrten mit, die ihn alle kindlich liebten, und herzlich wünschten, ihn zu behalten. Mit diesen Zeugnissen stellte er sich dem neuen Beneficiarius bescheiden vor, und bat, ihm nicht zu entziehen, was er der Gunst seines Vorgängers verdanke. Aber der Greis wurde mehrere Male abgewiesen und endlich mit leeren Worten vertröstet.

Gebeugt und geängstet — denn er hatte eine zahlreiche Familie, die seiner Rückkunft zwischen Furcht und Hoffnung harrete — wagte er es, den Kanzler selbst anzutreten. Seine Bescheidenheit, sein graues Haar, seine kummervolle Lage und die rührenden Zeugnisse der Eingepfarrten nahmen Talbot sogleich zu seinem Vortheil ein. Er fragte, wie hoch sich seine Einkünfte beliefen; und als er die Antwort erhielt: vierzig Pfund Sterling (etwa 240 Thaler), äußerte er, das sei sehr wenig, und entließ den Greis mit der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern. Auch empfahl er wirklich, sobald der neue Geistliche sich um das

Dekret meldete, ihm den alten Vikar dringend, und ersuchte ihn, den Gehalt desſelben bis auf ſechzig Pfund Sterling zu vermehren, weil alsdann immer noch für ihn, den Beneficiarius, mehr als dreihundert Pfund übrig bleiben würden, für die er nichts zu thun habe.

Der Geiſtliche verſetzte: »Ich bin in Verzweiflung, Mylord, Ihnen hierin nicht dienen zu können; denn ich habe bereits einem meiner Freunde dieſe Stelle zugeſagt.«

Wie? rief Talbot; Sie haben über die Stelle disponirt, ehe Sie noch ſelbſt im Beſitz derſelben waren?

»Ich geſtehe, Mylord,« erwiederte der Geiſtliche, »daß ich, im Vertrauen auf Ihr Wort, mich unwiderruflich verbindlich gemacht habe.«

O, ſagte Talbot, ich will Ihnen ein ganz leichtes Mittel an die Hand geben, ſich dieſer Verbindlichkeit zu entledigen; denn ich gebe das ganze Benefiz in dieſem Augenblick einem Andern. Mit dieſen Worten drehte er ihm den Rücken, und ließ den harten Mann beſtürzt ſtehen.

Nicht lange, ſo meldete ſich der alte Vikar wiederum bei Talbot, um zagend zu vernehmen, ob Mylords Vorwort wirkſam geweſen ſei. »Ich habe mein Möglichſtes gethan,« ſagte der Kanzler, »aber leider umſonſt. Die Stelle iſt bereits vergeben.« — Der Greis ſchlug die Augen nieder, hob ſie naß wieder gen Himmel, und wollte gehen. Da ergriff Talbot ihn gerührt bei der Hand. »Sein

Sie ruhig," ſagte er, »das Vikariat kann ich Ihnen nicht geben, aber das Beneſiz ſollen Sie haben. Schreiben Sie noch heute an Ihre Familie, und morgen ſoll Alles ausgefertigt ſein."

Da ſtand der alte Mann, und ſtammelte zitternd: mein Gott! mein Gott! ſegne meinen Wohlthäter! und eine beredte Thräne fiel auf Talbot's Hand

Billet an einen Reiſenden in Toulon.

Sie verlangen die Geſchichte des Galeerenſklaven, von dem geſtern die Rede war? Hier iſt ſie. — Er wurde bei dem Prior von — erzogen, und ſtahl dieſem im ſechzehnten Jahre zwanzig Louisd'or. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und er auf einundzwanzig Jahre zu den Galeeren verdammt. Zehn Jahre hatte er ſchon gebüßt, als ich nach Toulon kam. Durch ſanfte Ergebung in ſein Schickſal und eine exemplariſche Aufführung hatte er den Fehltritt ſeiner Jugend ſchon ſo ſehr verwiſcht, daß ſämmtliche Offiziere und Beamten ſich herzlich für ihn intereſſirten. Er war fromm, aber nicht bigott, demüthig, aber nicht kriechend; ſeine ſanfte Phyſiognomie nahm ſogleich für ihn ein. Von ſeinem Oheim ſprach er mit Ehrfurcht, und von ſeinem Vergehen, als zu gering beſtraft, da man ihm ſo viel Nachſicht bezeige. Er hatte ſeine müßigen Stunden lernbegierig

angewandt, war ein geschickter Rechner geworden, schrieb und sprach richtig. Man räumte ihm eine kleine Kammer für sich ein, er durfte im Arsenal herumspaziren, ja sogar in die Stadt gehen, und er bediente sich dieser Erlaubniß nie anders, als um die Kirche, oder einen Kaufmann zu besuchen, der ihn unterstützte. Endlich übertrug ich ihm gar ein kleines Amt bei den Galeeren, welches er klug und treu verwaltete. So oft er mir begegnete, redete ich ihn an. Eines Tages glaubte ich ihn angenehm mit der Nachricht zu überraschen, daß ich um seine Begnadigung geschrieben habe. Aber wie sehr erstaunte ich, als er mich heftig bat, dieselbe ja zu hintertreiben! Nie, sagte er, will ich wieder in der Welt erscheinen, noch meinen Platz hier im Arsenal verlassen. Hier bin ich jetzt bekannt, man hat mir verziehen, man behandelt mich gütig; Sie haben mir sogar ein Amt anvertraut. Von dem allen fände ich nichts in meiner Familie, die, wenn ich von den Galeeren zurückkäme, durch meine Erscheinung mit Schande bedeckt würde. In einer andern Stadt müßte ich meinen Namen und meine Geschichte verbergen, täglich lügen und mich selbst verachten.

Seine Weigerung war ernstlich. Er blieb wirklich: doch wurde sein Schicksal möglichst erleichtert, und ich verließ ihn in dieser Lage, in der er sich vielleicht noch jetzt befindet. Zu Toulon nannte man ihn Abbé, welches aber nicht sein wahrer Familienname war.

Die Pariſer Bluthochzeit.

Man iſt gewohnt, nur Gräuel davon zu erzählen; man meint, alle Katholiken in Frankreich hätten nach dem Blute der Hugenotten gedürſtet. Dem iſt nicht ſo: es gab auch damals, wie immer, edle Männer, die ſich vom Strome nicht mit fortreißen ließen, wenn gleich dieſer Strom aus einem Throne hervorquoll. Mehrere Gouverneure in den Provinzen hatten den Muth, dem erhaltenen Befehl nicht zu gehorchen; ſie ſtellten ſich, als glaubten ſie nicht, daß der Befehl wirklich vom Könige herrühre, ſondern erklärten ihn für untergeſchoben von Feinden des Staats und der öffentlichen Ruhe. Der edle Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, ſchrieb an den König: »Sire! Ich habe Ihre Verordnung der Garniſon und Bürgerſchaft mitgetheilt; ich habe lauter wackere Soldaten und gute Bürger gefunden, aber nicht einen einzigen Henker. Wir bitten daher insgeſammt, unſere Treue auf Proben zu ſtellen, die eines Mannes von Ehre würdig ſind. Gern werden wir dann unſern letzten Tropfen Bluts für Ew. Majeſtät vergießen.«

Auch viele Biſchöfe zeichneten ſich durch Menſchlichkeit aus. »Nein!« ſagte der Biſchof von Liſieux zu dem, der ihm die Ordre zum Blutbade brachte; »nein, ich werde es nimmermehr zugeben! Ich bin der Hirt dieſer Herde; und haben gleich meine Schafe ſich verirrt, ſo können ſie doch

zurückkehren. Wenn aber auch nicht, so verbietet mir dennoch die Lehre Jesu, ihr Blut zu vergießen; sie gebietet mir vielmehr, das meinige für sie zu opfern.“ — Der Beamte forderte diese Weigerung schriftlich von ihm, und der edle Mann — er hieß Jean Hennuyer — gab sie schriftlich. Der König — einem solchen Manne nicht gewachsen — ward dadurch erbaut, und widerrief seine Befehle für die Diöcese Lisieux. Da strömten die gerührten Hugenotten herbei, und kehrten aus Dankbarkeit in den Schooß der Kirche zurück.

Jean Bart.

Wer hat nicht den tapfern, aber rauhen Seehelden nennen hören? Von einem alten Bekannten läßt man sich gern erzählen. — Als er seinen zehnjährigen Sohn zum ersten Male zu Schiffe genommen, begegnete er einem Korsaren, der ihm sogleich eine volle Lage gab. Jean Bart beobachtete seinen Sohn, und da er Zeichen von Furcht an ihm zu erblicken glaubte, ließ er ihn an den großen Mast binden, wo die Kugeln um ihn her flogen, und er während des ganzen Gefechts aushalten mußte. Zärtliche Mütter werden freilich dieses verzweifelte Mittel, Muth einzuflößen, nicht billigen.

Einst lockte ein Engländer ihn, unter irgend einem Vorwand, auf sein Schiff, und machte Miene, ihn gefan-

gen zu nehmen. Jean Bart hatte gerade noch ſo viel Zeit, mit der brennenden Tabakspfeife zu einem offenen Pulverfaſſe zu ſpringen; dort drohte er, die Pfeife augenblicklich hinein fallen zu laſſen. Der Engländer ſtutzte und ließ ihn frei wieder abziehen.

Auch eine Reiſe nach Hofe hat Jean Bart unternommen, wo er freilich eine ſeltſame Figur machte. Die Zeit wurde ihm im Vorzimmer lang; er zog alſo ſeine liebe Pfeife hervor, und fing an zu rauchen. Die Wache erinnerte ihn, daß ſich das nicht ſchicke. »Ich habe mir das nun einmal im Dienſt meines Königs angewöhnt,« antwortete er; »es iſt ein Bedürfniß für mich, und er wird mir das nicht verwehren.« — Man meldete Ludwig XIV.: es ſtehe ein Mann im Vorzimmer, der Tabak rauche. Der König lachte. »Ich wette,« rief er, »es iſt Jean Bart.« — Er empfing den wackern Seemann ſehr gütig. »Nur Euch,« ſagte er, »iſt es erlaubt, Tabak bei mir zu rauchen.« Und als Bart mit einer gewiſſen Ungeſchliffenheit zu dem Könige redete, wandte ſich dieſer zu den hohnlächelnden Höflingen, und ſprach: »Seine Worte ſind nicht edel; aber er hat edel für mich gehandelt. — Iſt Einer unter euch,« fuhr er nach einer Pauſe mit treffendem Blick fort, »iſt Einer unter euch, der ſich fähig fühlt, zu thun, was er gethan hat?« — Alle ſchwiegen und ſchlugen die Augen nieder. Hinter des Helden Rücken nannten ſie ihn den Bären. — Bei einer andern Gelegenheit redete der König ſeinen Seehelden mit den Worten an: »Jean Bart,

ich habe Euch zum Chef d'Escadre ernannt.“ Daran haben Ew. Majeſtät ſehr wohl gethan, verſetzte Jean Bart. Die Höflinge brachen abermals in ein lautes Gelächter aus. »Gemach, meine Herren,“ ſagte Ludwig XIV. »Dies iſt die Antwort eines Mannes, der ſeinen Werth fühlt, und entſchloſſen iſt, mir nächſtens neue Beweiſe davon zu geben.“ Einſt, nach einem glänzenden Siege, ſandte Jean Bart ſeinen Sohn mit der Nachricht davon nach Paris. Der König wollte den Jüngling ſelbſt ſehen, und ließ ihn, geſtiefelt wie er von der Reiſe kam, hereintreten. Der junge Menſch glitt aus auf dem glatten Parquet. Ludwig ſchrie und machte eine Bewegung, ihn zu halten. »Man ſieht wohl,“ ſagte er lächelnd, »daß die Barts beſſere Seemänner als Kammerherren ſind.“ — Auch die Prinzeſſin von Conti begehrte den Sohn eines Helden zu ſehen. Sie zog eine Blume aus ihrem Strauße, und erſuchte den Sohn, ſeinen Vater zu bitten, daß er dieſe Blume in ſeinen Lorbeerkranz flechte. —

Im J. 1697 führte Jean Bart mit ſechs Kriegsſchiffen und einer Fregatte den Prinzen von Conti nach Polen. Er entſchlüpfte glücklich neunzehn feindlichen Schiffen, die auf ihn lauerten. Als die Gefahr vorüber war, ſagte der Prinz: »Wir waren verloren, wenn man uns angriff.“ Mit nichten, verſetzte Jean Bart ſehr kaltblütig. — »Was hättet Ihr denn machen wollen?“ — Ich hätte unſer Schiff in Brand geſteckt, und wäre ſammt Ihnen in die Luft geflogen. Mein Sohn auf

der Conſtabelskammer hatte ſchon die Ordre von mir, und erwartete nur das erſte Signal. — Der Prinz ſchauderte, und verbat ſich ſolche Heldenthaten, ſo lange er auf dem Schiffe ſei.

Seltene Zartheit ehelicher Liebe.

Herr von Choiſeul beſaß nur ein kleines Vermögen, ſeine Gemahlin hingegen war ſehr reich; doch wenn ſie ohne Kinder ſtarb, ſo fiel, dem Ehekontrakte zu Folge, nicht allein ihr ganzes Vermögen wieder an die Familie zurück, ſondern auch aller Schmuck und alle Diamanten, die ſie an ihrem Todestage beſitzen würde. Eine ſeltene Klauſel, über welche mit deſto größerem Rechte geſpöttelt wurde, als die Verwandten, trotz ihrem Reichthum, ihr nur für zweitauſend Thaler Brillanten mitgegeben hatten. Der Marquis von Choiſeul ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, ſeiner jungen liebenswürdigen Gattin einige Tage nach der Hochzeit ein Paar ſehr ſchöne brillantene Armbänder zu ſchenken. Er liebte ſie feurig und fühlte ſich ſehr glücklich in ihrer Gegenliebe. — Ach! aber bald wurde die junge Frau von Bruſtſchmerzen befallen, die zwar in den erſten ſechs Monaten unbedeutend blieben, dann aber ſo ſchnell überhand nahmen, daß ihr Zuſtand Alles fürchten ließ. Umſonſt verſuchte man jedes Mittel; die größten Aerzte

wurden um Rath gefragt, und erklärten einſtimmig dem bebenden Gatten, daß alle Hoffnung verſchwunden ſei und die geliebte Kranke kaum noch vierzehn Tage zu leben habe. — Sie ſelbſt hatte, wie es bei dieſen Krankheiten meiſt der Fall zu ſein pflegt, noch gar keine ernſtliche Unruhe genährt: umgeben von allen Täuſchungen der Hoffnung und Liebe, wandelte ſie heiter, in glücklicher Unwiſſenheit, dem nahen Grabe zu. Jetzt erſt wurde ſie gewahr, daß der Mann, den ſie anbetete, eine tiefe Traurigkeit vergebens zu verbergen ſuchte. Dieſe Bemerkung war ein Blitzſtrahl für ſie; in ſeinen erloſchenen und roth geweinten Augen ſah ſie den nahen Tod, und bebte. — Choiſeul ſtudirte mit zu vieler Sorgfalt jede ihrer Bewegungen, als daß ihm hätte entgehen können, ſie ahne ihren Zuſtand. Sein Herz blutete noch heftiger, wenn er bedachte, daß dieſe Ahnung ihre letzten Tage vergiften und ihr Ende vielleicht beſchleunigen werde. Er that ſich daher übernatürliche Gewalt an (wenn man das ſo nennen darf, was man der Geliebten heilſam glaubt): er ging zu ihr mit erkünſtelter Heiterkeit, und vertraute ihr, er habe einen Verdruß gehabt, der ihn einige Tage mißmuthig gemacht, aber nun vorüber ſei. Das beruhigte die Kranke, wenigſtens zum Theil.

Am folgenden Tage kaufte er ein prächtiges Halsband von Diamanten für achtundvierzigtauſend Franken, und verpfändete, um es bezahlen zu können, das einzige kleine Gut, das er beſaß. Mit dieſem Geſchenk trat er lächelnd zu der Kranken. »Sieh, meine Liebe,« ſagte er, »ich habe da

etwas für dich gekauft. Es koſtet nicht mehr als zweitauſend Louisd'or, und iſt weit mehr werth, wie du ſiehſt; darum eilte ich, den Handel abzuſchließen, ob wir gleich erſt im September ſind, und du dich nicht eher als im Winter damit wirſt putzen können. Denn von deiner Kränklichkeit bleibt ja doch jetzt nur noch eine ſehr natürliche Schwäche zurück; aber in zwei Monaten kannſt du gewiß wieder ausgehen, und dann trägſt du dies Halsband auf den Hofbällen.» —

Mit heiterem Auge hing, während er ſo ſprach, die Gattin an ſeinen Blicken; Hoffnung und Freude kehrte in ihr Herz zurück, und malten ſich in ihren Zügen. Der edle Gatte ſtand vor ihr, und beobachtete mit Wehmuth ihre Freude, die er nicht mit ihr theilen konnte. — Von dieſem Tage an war die Kranke völlig beruhigt. Ihre Diamanten zeigte ſie allen, die zu ihr kamen, und, außer dem ſichtbaren Vergnügen, ſich auf ihres Gemahls freigebige Liebe etwas zu gute zu thun, ſchien es auch, als ob ſie mit dieſem Schmucke zugleich den unwiderſprechlichen Beweis ihrer nahen Geneſung vorzeigen wolle. — Sie lebte noch über drei Wochen, und blieb heiter bis zum letzten Augenblicke. Sanft entſchlief ſie in den Armen ihres ſtill weinenden Gatten. — Nach ihrem Tode wollte die Familie das Halsband zurückgeben; Choiſeul nahm es aber nicht. »Nichts war mir zu theuer,« ſagte er, »um meiner Geliebten eine ruhige Sterbeſtunde zu erkaufen; dieſen Zweck habe ich erreicht, und darf alſo keinen Anſpruch mehr auf dieſe Dia-

manten machen, ohne mir selbst einen Theil jenes tröstenden Bewußtseins zu rauben."

Marie Moulin zu Frankfurt am Main.

Nicht lange nachher, als die Preußen Mainz entsetzt hatten, ließ sich auf der Zeil ein Mädchen in reinlicher, aber veralteter Kleidung sehen. In sich gekehrt und gramvoll, stand die blaße, hagere Gestalt, und sah Vor- wie Nachmittags mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, harrte unermüdet — eilte, wenn der Abend einbrach, zur dürftigen Wohnung, und kehrte mit Sonnenaufgang zu ihrem Standorte zurück. Die Fragen der Neugierigen blieben mehrere Jahre hindurch unbeantwortet. Das Trauerbild schloß sein Inneres gegen Niemand auf — nährte sich, wenn Hunger es überwältigte, mit trockenen Brosamen aus der Tasche, und sah immerwährend der Ankunft — Niemand wußte, wessen? — entgegen. Ein fremder Offizier hatte der Trauernden vor vier Jahren die Ehe versprochen, ihr ewige Liebe geschworen und sie nach Frankfurt beschieden. Dort sollte sie auf ihn warten. — Sie traute dem Schwur des Falschen, stand und harrte — hoffte von einem Tage zum andern, und verwendete von der Gegend, wo der Geliebte herkommen sollte, nur dann auf kurze Zeit das Auge, wenn der Zufall einen Offizier an ihr vorbeiführte,

dem sie dann so lange mit starrem Blicke nachsah, bis er ihr aus den Augen verschwunden war. Zwei jungen Mädchen verdanken wir den Aufschluß über die Geschichte dieses irren Kopfes, dieses gebrochenen Herzens. Bist du Braut? antwortete sie auf die Anrede des einen Mädchens; — denn nur eine Braut kann mich verstehen. Auf die Versicherung jener, sie sei Braut, schloß die Verlassene ihr Inneres auf — erzählte von ihrem nahen Glücke, und daß ihr Geliebter sicher nicht ausbleiben, daß er gewiß zurückkehren werde, sie abzuholen; daß sie, um ihm sogleich kenntlich zu sein, nie das Kleid ablege, worin er sie zum ersten Mal gesehen; daß sie deshalb nicht von der Stelle weiche, die er ihr bezeichnet habe, ihn zu erwarten; daß ... Doch genug! — Die Unglückliche kommt nicht mehr zum Vorschein. Sie wusch und trocknete jede Nacht das Kleid, in dem sie einst des Falschen Herz gewonnen zu haben glaubte; sie wusch und trocknete es so lange, bis es in Lumpen zerfiel, und ihre Blöße nicht mehr deckte. Der Offizier blieb aus. Das Andenken der Unglücklichen ist erloschen.

Alexandre Claude le Jau.

Nein, dieser Name darf nicht untergehen, obgleich der, welcher ihn einst trug, kaum das Knabenalter überschritten hat.

Kurze Zeit nachher, als die Universität zu Paris, zur Aufmunterung und Nacheiferung, Preise gestiftet hatte, die jährlich in einer öffentlichen Versammlung ertheilt wurden, studirte Alexander le Jau in dieser vortrefflichen Anstalt. Die ausgesetzten Preise spornten seine Ehrbegierde mächtig an, und er beschloß, die höchste Anstrengung nicht zu scheuen, um auch einmal einen Preis zu erringen. Im Jahre 1748 war er zum ersten Mal unter den Mitbewerbern; aber — sein Name wurde nicht genannt. Taurig, doch nicht muthlos, schlich er nach Hause, und verdoppelte seine Bemühungen. Im Jahre 1749 erhielt er ein Accessit. Stolz, aber nicht befriedigt, ging er nach Hause, und verdreifachte sein Bestreben. Die Zeit der Preisvertheilung rückte abermals heran. Er lieferte seine Arbeiten mit klopfendem Herzen ab; doch ehe der Tag der Entscheidung erschien, legte er sich krank auf sein Lager und — starb. Noch in dem letzten Augenblicke bat er seinen Vater, doch ja der Preisaustheilung beizuwohnen. Der gebeugte Vater erfüllte dies Verlangen. Er stand finster unter den Zuschauern, und betrachtete die muntere Jugend, unter welcher ihm kein Sohn mehr blühte. Aus seiner hinstarrenden Betäubung weckte ihn plötzlich der Name des geliebten Todten, dem laut der erste Preis zuerkannt wurde. Er zitterte heftig, und wollte den Umstehenden seine Thränen verbergen; kaum aber hatte er sich wieder ein wenig gefaßt, so erscholl der Name Alexander le Jau zum zweiten Male: — der Jüngling hatte auch den zweiten Preis errungen. Von

Schmerz zermalmt, wollte der Vater ſich nun durch die Menge fortdrücken; aber der Name des Sohnes erreichte ihn zum dritten Male: auch der dritte Preis war ſein. Kurz, in jeder Gattung blieb Alexander Jau an dieſem Tage Sieger.

Herr Piat, der damalige Syndikus der Univerſität, proklamirte die Namen der Ueberwinder. Als er nun ſo oft und immer wieder auf denſelben Namen ſtieß, ließ er endlich unwillkürlich die Liſte fallen, brach in Thränen aus, und ſtammelte einige herzliche Worte zum Lobe des zu früh Verſtorbenen. Die ganze Verſammlung ſchluchzte — es war die rührendſte Todtenfeier.

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig.

Erzählung, wie einſt Ludwig der Vierzehnte das Feſt der heil. drei Könige im Kreiſe ſeines Hofes froh beging. Man wird auch hier den Geſchmack, den Geiſt und die anſtändige Fröhlichkeit wieder finden, durch welche Ludwig alle ſeine Freuden zu würzen verſtand.

In einem großen Saale waren fünf Tafeln aufgeſchlagen: eine für die Prinzen und Herren, die vier andern für die Damen; jedoch die erſte derſelben unter dem Vorſitze des Königes, und die zweite unter dem Vorſitze des Dauphin. Man loſte an allen fünf Tiſchen durch Bohnen

auf die übliche Weise. Das Los fiel an der Tafel der Herren auf den Oberstallmeister, der folglich König wurde. An jeder der vier andern Tafeln ward eine Dame als Königin ausgerufen. Hierauf wählten der neue König und die neue Königin Minister in ihren Staaten, und ernannten Ambassadöre und Ambassadricen, um den benachbarten Mächten ihr Compliment zu machen, und ihnen Allianzen oder Traktate vorzuschlagen. Ludwig der Vierzehnte selbst begleitete die Ambassadrice seines Tisches, und führte das Wort für sie. Er sagte dem Oberstallmeister sehr verbindliche Dinge, und bat um dessen Protektion. »Die sei Ihnen gewährt,« versetzte der Bohnenkönig! »denn wenn Ihr Glück etwa noch nicht gemacht ist, so verdient es in der That gemacht zu werden.«

Die Ambassade verfügte sich hierauf zu den übrigen Tischen, und wurde nachher von diesen gebührend erwiedert. Mehrere Herren und Damen legten in ihre Vorträge so viel Geist und Witz, so glückliche Anspielungen und so feine Scherze, daß die ganze Gesellschaft dadurch höchst angenehm unterhalten wurde. Der König selbst fand so viel Geschmack daran, daß er in der nächsten Woche das Fest wiederholte. Diesmal wurde er selbst Bohnenkönig, und empfing die Glückwünsche mit der ihm eigenen edlen Freundlichkeit.

Eine Prinzessin, eine seiner natürlichen Töchter, die als leichtsinnig bekannt war, ließ ihn durch ihren Gesandten um Schutz gegen alle Unannehmlichkeiten bitten, die

ihr im Leben zuſtoßen könnten. »Es ſei,« verſetzte der König, »wenn ſie ſich die Unannehmlichkeiten nicht ſelbſt zugezogen hat.« Dieſe Antwort gab einem Hofmanne Gelegenheit bei Seite zu flüſtern: der König fällt aus ſeiner Rolle. — An der Tafel der Herren ſteckte man einen in Faſtnachtskleider, und ſpazirte mit ihm, bei dem Geſange drolliger Triumphlieder, durch den Saal. — Den gänzlichen Beſchluß des Feſtes machte das Vorleſen einer ſeltſamen Klage, die ein frömmelnder Landjunker eingereicht hatte. Er beſchwerte ſich nämlich über die Unſittlichkeit ſeiner Bauerdirnen, und wollte ihnen durchaus einen Prozeß an den Hals werfen, weil ſie ſo kurze Aermel trügen, daß man ihre bloßen Arme ſehen könne. — (Wohl unſern Damen, daß es heut zu Tage ſolche ſcrupulöſe Landjunker nicht mehr gibt!) — Der König und der ganze Hof ergetzten ſich ſehr an dieſer Klage, und die fröhliche Stimmung erhielt ſich bis ſpät in die Nacht.

Camoens.

Es iſt vor einiger Zeit eine engliſche Ueberſetzung der Luſiade von Camoens erſchienen, und der Ueberſetzer, Mickle, hat eine intereſſante Biographie des Dichters hinzugefügt, vor der ich hier einen Auszug liefere. Camoens war aus einer alten adelichen Familie aus Spanien ent-

ſproſſen; er wurde 1517 zu Liſſabon geboren. Noch als Kind verlor er ſeinen Vater und ſein Vermögen zugleich, durch einen Schiffbruch an der Küſte von Goa. Seine Mutter ſchickte ihn auf die Univerſität von Coimbra, wo er ſeine Talente entfaltete. Nach ſeiner Zurückkunft erſchien er bei Hofe. Er war ſchön, beſonders rühmt man ſeine ausdrucksvollen Augen. Den Firniß des Hofes erwarb er ſich bald, und wurde der Liebling der Damen, der Mann in der Mode. Der Hof von Liſſabon war damals ein Schauplatz galanter Intriguen. Camoens verliebte Abenteuer ſind nicht genau bekannt, es ſcheint aber, er habe ſeine Augen höher geworfen, als ihm zukam, denn er fiel in Ungnade wie Ovid, und wurde verbannt. Seine Sonnete verrathen die Quelle dieſes Unglücks. In der Einſamkeit fing er nun ſein berühmtes Gedicht über die Entdeckung von Indien an. Als Johann III. eine Expedition gegen die afrikaniſche Küſte unternahm, ging er mit und focht tapfer. In einem Seetreffen war er unter den erſten, die da enterten, und verlor das rechte Auge. Er entſagte aber weder Bellonen, noch den Muſen, und hielt, wie Kleiſt, in einer Hand den Degen, in der andern die Feder. Sein militäriſcher Ruf erwarb ihm die Verzeihung des Hofes, er kam zurück. Ein Auge hatte er nun zwar weniger, aber mit zwei Gattungen von Lorbeern bekränzt, konnte er dem Neid und der Verleumdung nicht entgehen, auch den Ehemännern ſchien er noch immer gefährlich. Man neckte ihn ſo lange, bis er beſchloß, ſein Vaterland ganz zu verlaſſen. Im Jahr

1558 ging er nach Indien, und, indem er die Ufer des Tago hinabfuhr, rief er aus: ingrata patria! non possidebis ossa mea! (undankbares Vaterland! in dir ſollen meine Gebeine nicht ruhen!) Er dachte freilich nicht, daß es ihm in Indien noch ſchlimmer gehen würde. Bei ſeiner Ankunft war eben ein Krieg zwiſchen dem Könige von Cochin und Pimento ausgebrochen. Ohne auszuruhen, begab ſich Camoens ſogleich zu dem erſtern, und zeichnete ſich bei den Einwohnern der Inſel Alagoda aus. Ueberhaupt war er die Seele dieſer Expedition, ſo beſcheiden er ſich auch in ſeinen Schriften darüber ausdrückte. Darauf machte er eine Reiſe nach dem rothen Meere, beſchrieb Afrika's wilde Ufer als Dichter, und klagte dazwiſchen über die Trennung von der Geliebten. Bei ſeiner Zurückkunft nach Goa arbeitete er wiederum fleißig an der Luſiade. Doch ſein Hang zur Satyre erweckte ihm in dem Vicekönig Bareto einen rachſüchtigen Feind, der ihn bald nach China verbannte. Dummköpfe haben, öfter als man glaubt, das Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit. Stehen ſie in hohen Aemtern, ſo verbergen ſie, um nicht durchſchaut zu werden, das Bewußtſein ihrer Schwäche hinter einem feierlich ſteifen Aeußern; jeder durch ſein Genie ihnen überlegene Menſch iſt ihr natürlicher Feind, und eine Art von Inſtinkt treibt ſie an, ihn zu meiden oder zu entfernen. Das war die Quelle von Bareto's Haß. Dumm, grauſam und geizig, hatte er ſich in Indien blos durch Bedrückungen und Blutvergießen ausgezeichnet.

Aber auch in Macao erwarben Camoens große Talente ihm Freunde; er erhielt ſogar eine Stelle in der Adminiſtration, und in Nebenſtunden opferte er den Muſen. In fünf Jahren ſammelte er ein mäßiges, für ihn hinreichendes Vermögen. Indeſſen war Dom Conſtantin von Braganza Vicekönig von Indien geworden, und Camoens durfte zurückkehren. Sein eigenſinniges Schickſal aber wollte, daß er Schiffbruch auf der Küſte von China leiden mußte; er verlor alles — nur ſeine Luſiade nicht! denn er ſchwamm an's Ufer, ruderte mit einer Hand und hielt mit der andern das Gedicht hoch empor. So kam er an ein unbekanntes Ufer, wurde aber freundlich aufgenommen, und erwähnte deſſen dankbar im zehnten Geſang der Luſiade. Er mußte hier lange harren, bis ein Schiff ihn nach Goa brachte, wo man ihn mit Auszeichnung empfing, und er ein glückliches Leben führte, ſo lange Dom Braganza Vicekönig war. Als aber Graf Redondo dieſen erſetzte, erwachten ſeine Feinde wieder: man beſchuldigte ihn der Veruntreuungen in ſeinem Amte zu Macao. Redondo ließ ihn in's Gefängniß werfen; er gewann ſeinen Prozeß ehrenvoll, und ſeine Ankläger ſtanden als beſchämte Verleumder da. Was half es? er konnte das Gefängniß doch nicht verlaſſen, denn nun hielten ſeine Gläubiger ihn feſt. — Die Edelleute am Hofe zu Goa ſchämten ſich doch endlich, einen ſo verdienſtvollen Mann länger in Feſſeln ſchmachten zu ſehen; ſie befreiten ihn, und er that wieder Kriegsdienſte. Einige Zeit darauf lud ihn Peter Barretto, Gouverneur von Sofala, unter

den glänzendſten Verſprechungen zu ſich ein. Die iſolirte Lage von Sofala machte dieſen Ort zu einer Art von Exil, und der Gouverneur wünſchte Geſellſchaft. Aber — nach Art der Großen — wollte er nur unterhalten ſein, ohne ſelbſt etwas zur Unterhaltung beizutragen, Camoens wurde dieſes Frohndienſtes bald überdrüſſig, und beſchloß, in ſein Vaterland zurückzukehren. Das konnte ihm nun zwar Barretto nicht verwehren, erlaubte ſich aber ein ſchändliches Mittel, ſeine Abreiſe zu verhindern: er forderte nämlich Bezahlung von ihm für Quartier in ſeinem Hauſe und Unterhalt an ſeinem Tiſche. Als ob ein Mann von Genie, der ſich dazu verſteht, einem ſchwer zu amuſirenden großen Herrn Geſellſchaft zu leiſten, ſeinen Teller voll Suppe nicht dreifach bezahlte? — Cabral und Sylveira, zwei portugieſiſche Edelleute, wurden durch dieſes Betragen empört; ſie bezahlten für Camoens, und nahmen ihn mit ſich. So, ſagt Faria, verkaufte Barretto ſeine Ehre ſammt dem Dichter.

Nach einer Abweſenheit von ſechzehn Jahren erſchien Camoens wieder in Liſſabon, gerade als die Peſt dort wüthete. Drei Jahre nachher gab er ſein Gedicht heraus, in welchem er den jungen ſechzehnjährigen König Sebaſtian ſo fein lobte, daß dieſer ihm eine Penſion von viertauſend Realen gab, unter der einzigen Bedingung, daß er an ſeinem Hofe leben ſolle. Sebaſtian verlor aber die Krone durch die Schlacht bei Alcazar. Sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, nahm dem Dichter die Penſion wieder, weil er,

am Schluß ſeiner Luſiade, dem jungen König den Rath gegeben hatte, die Pfaffen von der Regierung entfernt zu halten, welches offenbar auf den Kardinal gemünzt war. — Von nun an mußte er alle Arten von Leiden und Vernachläſſigungen erdulden. Man machte ihm unter andern auch ein Verbrechen daraus, daß er den Untergang Portugalls prophezeihet hatte. In Armuth und Mangel mußte er ſchmachten. Ein einziger ſchwarzer Bediente, den er von Java mitgebracht, und der ihm auch bei dem Schiffbruch an den chineſiſchen Küſten das Leben ſoll gerettet haben, blieb ihm in jeder Lage treu, und bettelte für ſeinen Herrn auf den Straßen von Liſſabon, bis der unglückliche Camoens 1759 im zwei und ſechzigſten Jahre im Elend ſtarb. — Gleich nach ſeinem Tode ging es wie gewöhnlich: mehrere Städte ſtritten um die Ehre, ihn hervorgebracht zu haben; eine Menge Grabſchriften verkündeten ſeinen Ruhm; die Luſiade wurde in alle Sprachen überſetzt. Hätte er nicht unberufen die Wahrheit immer auf den Lippen getragen, ſein Ende wäre glänzender geweſen. Aber die Großen verlangen nun einmal von einem Dichter, er ſolle nur dichten.

Die Luftbälle.

— — Jetzt wurden die Stricke abgeſchnitten. Der Ball ſchwebte majeſtätiſch empor, die Fahne flatterte in der bun-

ten Gondel, der Wagehals ſchwenkte den Hut, fünfzigtauſend Mäuler ſperrten ſich weit auf, hunderttauſend Augen gafften, und eben ſo viel Hände klatſchten. Ich ſtand mitten im Gedränge, das erhabene Schauſpiel entlockte mir Thränen. Der Luftſchiffer verlor ſich in den Wolken, und ich in Betrachtungen über die Tiefe des menſchlichen Geiſtes.

Ein ſeltſamer Anblick riß mich aus meinem Taumel. Drei Schritte von mir ſtand ein kleiner Altvater, der die ungeheure Luftſäule nicht mehr tragen konnte, welche jeden Menſchen drückt. Es war unmöglich zu entſcheiden, zu welcher Nation dieſer Zwergen-Greis gehöre; ſein langer weißer Bart verrieth einen Muſelmann, ſeine Geſichtsfarbe einen Braminen von der Küſte Malabar, und ſein Gewand einen Griechen aus den Zeiten des Appollonius von Thyana; mit kleinen grauen Augen blinzelte er in die Wolken, ſein Mund verzog ſich zu ſpöttiſchem Lächeln, und ſein Kahlkopf wackelte bedenklich von einer Schulter zur andern.

Dieſe zweideutige Geberdenſprache, welche ſo wenig mit meinen Empfindungen harmonirte, machte mich unwillig; ich trat näher: »Alter Graukopf!« redete ich ihn an, »wünſche dir Glück, daß du vor deinem Ende noch ein ſolches Schauſpiel erlebteſt.«

»Glück?« verſetzte der Zwerg mit Hohnlächeln, »kurzſichtiger Sohn dieſes kurzſichtigen Jahrhunderts! ich bedaure dich, und ſchweige.«

»Du magſt mich bedauern, ſo viel dir beliebt, aber warum ſchweigen? Das iſt ſonſt eben nicht der Fehler des Alters.«

Was nennſt du alt?

»Was ſo, wie du, vier Fünftel eines Jahrhunderts auf dem gebeugten Rücken trägt.«

Vier Fünftel eines Jahrhunderts? Ha, ha! ha! hätte ich doch kaum geglaubt, daß man mich für einen ſolchen Springinsfeld halten könnte.

»Ein Springinsfeld von achtzig Jahren? Du ſcherzeſt.«

Jüngling! hub der Alte an, mein einziger Sohn ward bei der Erbauung von Ninive durch einen Dachziegel erſchlagen. Mein Spiegel, der mir weniger ſchmeichelt, als du, verſichert mich, daß ich kaum ein Mittelalter von zweitauſend Jahren erreicht zu haben ſcheine; indeſſen zähle ich deren bereits ſechstauſend, und verdanke dieſes hohe Alter dem Stein der Weiſen, den mein Freund Henoch mir mittheilte, ehe er gen Himmel fuhr. Ich habe in meinem Leben nur wenig Schüler gezogen, unter welchen der Scythe Abaris, der Aegypter Hermes, und der Graf St. Germain mir Ehre machen. Ich habe ſo viel geſehen und erfahren, daß ich es am Ende nicht mehr der Mühe werth hielt, mich um das Menſchengeſchlecht zu bekümmern. Nichts geringeres, als die heutige Begebenheit, konnte mich aus meiner Gleichgiltigkeit wecken. Es ſchmerzt mich, daß ich ein Zeuge eures unbeſonnenen Taumels ſein muß. Ihr liebt das Neue und ich haſſe es. Euer Hans Jakob Rouſſeau deklamirt gegen die Wiſſenſchaften, und er hat Recht.

Das erſte Weltalter, deſſen ihr euch erinnert, nennt ihr das goldene. Damals leitete die Natur noch die Menſchen

am Gängelbande, und ſie liefen recht artig auf vier Pfoten herum. Tauſend Jahre nachher erlebte ich eine erſtaunliche Revolution. Ein Wagehals ſchlug Zettel an alle Straßenecken, durch welche er bekannt machte, daß er geſonnen ſei, auf den beiden Hinterpfoten zu gehen, ohne eine andere Vorſicht, als einen Fallhut und einen Laufzaum, daß er endlich ſogar den Laufzaum wegwerfen und ſpornſtreichs davon laufen werde.

Du kannſt leicht denken, daß das ganze Publikum gegen ihn eingenommen war. Er betrügt uns! ſchrie Alles, was ſchreien konnte, er kann und wird nicht auf den Hinterpfoten gehen, und thut er es wirklich, ſo wird er auf die Naſe fallen.

Indeſſen wurde ein Tag angeſetzt. Großer Zuſammenlauf von Einheimiſchen und Fremden! Wir hatten uns ſämmtlich auf unſere Hacken gekauert, und erwarteten den Tauſendkünſtler mit Ungeduld. Er kam; er trat in unſere Mitte mit der zuverſichtlichen Geberde eines Menſchen, der ſeiner Sache gewiß iſt. Der Erfolg krönte ſeine Verwegenheit. Alles Uebel, was daraus entſprang, iſt zur Gnüge bekannt. Die Menſchen liefen auf zwei Beinen von einem Ende der Welt bis zum andern, und erreichten bald das ſogenannte ſilberne Weltalter.

Tauſend Jahre nachher abermals eine große Revolution! Ein anderer Wagehals verſprach, in einer Tonne auf dem Waſſer herum zu ſchwimmen, die nur mit einigen Stricken am Ufer befeſtigt ſein werde. Endlich wolle er ſogar die

Stricke abhauen laſſen, und vor aller Welt Augen mit einer Stange von einem Ufer zum andern überſetzen. — Das Publikum ſtaunte; wer ſchreien konnte, ſchrie: er wird es nicht wagen, und wagt er es, ſo wird er erſaufen. Der Verwegene hielt Wort, und erſoff nicht. In Gegenwart einer zahlloſen Menge von Zuſchauern an beiden Ufern des Fluſſes, ließ er ſich vom Strome wohl zehn Faden weit mit fortreißen. Unter dem Jauchzen des Volks ſtieg er aus ſeiner Tonne; man krönte ihn mit Lorbern, man trug ihn im Triumph auf den Händen bis zu ſeiner Wohnung. — So lernten die Menſchen ein neues Element bezähmen, erfanden neue Bedürfniſſe, und ſchifften mit gutem Winde aus dem ſilbernen Weltalter hinüber in's bleierne.

Tauſend Jahre nachher erlebte ich die ſogenannten Heldenzeiten Griechenlands. Herkules drang auf einem Kahn bis in das mittelländiſche Meer. Stolz auf ſeine Verwegenheit, wollte er das Andenken dieſer unerhörten That verewigen, und errichtete zwei Säulen mitten im Garten der Heſperiden, mit der prahlenden Inſchrift: nec plus ultra! — Ha! weiter wird es keiner bringen! Neue Gährung in den menſchlichen Gemüthern; die Schifffahrt erzeugte die Handlung; die Völker tauſchten gegen einander Bequemlichkeiten des Lebens, und Scheingüter des Luxus. — So wandelten die Menſchen, in Purpur und Gold gekleidet, hinüber in das eiſerne Weltalter.

Dreitauſend Jahre nachher fiel es einem Genueſer ein, ſich zu ſchämen, daß man immer nur ängſtlich an den Küſten

der drei bekannten Welttheile hin- und herfahre; er unternahm das Wageſtück, den weiten Ocean zu durchſchiffen. Neues Staunen! Neuer Unglaube! Allgemeines Murmeln: er wird nicht abreiſen, und thut er es, ſo wird er nie wieder kommen.

Er reiſte ab, und kam wieder, nachdem er eine neue Welt entdeckt, oder vielmehr geſchaffen hatte. Sein Schiff glich Pandorens Büchſe; Gold, Gewürz und zerſtörende Seuchen überſchwemmten die Welt. Leihe mir einen Namen, Jüngling, für dieſes böſe Zeitalter! Bekenne, daß bis dahin Alles vom Schlimmen zum Schlimmern überging. Soll ich denn heute nicht zittern, da ein Verwegener dem menſchlichen Geiſte abermals neue Schranken aufſchließt?

Der Schutzgeiſt.

(Einige unbedeutende Zierathen der Einkleidung abgerechnet, iſt dieſe Geſchichte wahr, und trug ſich zu in den Jahren 1760—1766.)

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht beſſer! Von der Jagd ermüdet, hatte ich mich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes geſetzt, und blickte herab auf einen Ameiſenhaufen, der neben mir wimmelte. Millionen Ameiſen mit Einem Blicke überſchauen, iſt eben ſo ſchwer, als Millionen Menſchen. Ich wählte mir daher die geſchäf-

tigſte unter dem Haufen, deren Thun und Treiben ich mit den Augen verfolgte.

Blicke nicht ſo ſtolz herab, weil du ein paar Stufen höher ſtehſt. So ſchwebt vielleicht ein vollkommeneres Weſen über dir, uud hat dich mitleidig ausgeſondert von dem Ameiſenhaufen, den du Welt nennſt.

Kaum zwei Mädchenſchritte ſeitwärts fand das kleine Thier die ausgetrocknete Haut irgend eines Inſekts, belud ſich damit und wanderte der Heimath zu. Mehr als einmal entfiel die Beute dem ſchwachen Zangengebiß, die Unverdroſſene faßte ſie immer vom neuen. Ein Tannenreis ſtreckte ihr ſeine hundert Stacheln entgegen, ſie unternahm und vollbrachte den weiten Umweg. Die Alpe eines Maulwurfshügels thürmte ſich vor ihr auf, und wurde mühſam erklimmt. Die Lavine eines losgeriſſenen Sandkörnchens warf ſie vom Gipfel in die Tiefe; ſie arbeitete ſich empor aus dem Schutt, und vollendete zum zweiten Male die beſchwerliche Reiſe. Eine Regenwolke drohte ſie wegzuſchwemmen, ſie badete geduldig in den Tropfen, die an den Grasſpitzen hingen. Endlich nahte ſie ſich den Grenzen ihrer Republik — ach! da rannte ein Jagdhund tölpiſch freundlich auf mich zu, und trat die fleißige Ameiſe in den Staub.

Arme Menſchen! die ihr mit Geduld und Fleiß eure Inſektenhaut durch rauhe Wege ſchleppt, und im Alter das Ländchen der Ruhe zu erreichen hofft — ſchon ſteht ihr an der Grenze — da ereilt euch der Tod, und tritt die Früchte eines halben Jahrhunderts in den Staub!

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht beſſer!

Er war ein Kaufmann aus Breſt, den das Verhängniß nur einmal, als Kind, ſanft wiegte, dann aber ſein ganzes Leben hindurch im Sturme herumſchleuderte. Seinen Frühling drückte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden ſchöne Blüten erſtarrten. Nicht der Karmin der Liebe, ſondern das Bleiweiß der Arbeit übertünchte ſeine Wangen; nicht das ſüße Gift der Wolluſt, ſondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte ſein Auge aus. Dem fleißigen Anfänger ſtreckte der Neid ſeine Stacheln entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühſam, mit karger Beute beladen, den ſteilen Hügel erklimmte: da warf der Bankerott eines treuloſen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er ſich empor unter den Trümmern ſeines Glückes; muthig begann er von neuem die rauhe Bahn zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu erſäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Laſt auch auf die Schultern des Mannes, und legte ſich zur Ruhe.

Müde wie der Tagelöhner am Sonnabend, warf ſich Jean Renaud auf das Bett, um in den Sonntag eines beſſern Lebens hinüber zu ſchlummern. Schon ſtand er an jener Pforte, die, außer dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schreckliches hat; ſchon winkte der Todesengel ihm herein

— da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die letzte Thräne. »Wackerer Philipp,« sagte er, »gute Babet! ich hinterlasse euch nichts als einen ehrlichen Namen und diese kleine Hütte, in welcher ihr geboren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleißes und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! euch beiden sei die Liebe und Eintracht eurer Eltern immer gegenwärtig. Philipp, sei deiner Schwester männlicher Schutz; Babet, sei deines Bruders sanfte Gehilfin. Legt eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund.«

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väterlichen Stirn, und als sie noch stammelten, da ging der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe, da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er streckte die verloschene Fackel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihren Bruder, wie ein Kind an den Rock seiner Wärterin. Philipp gedachte der letzten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust, der oft bei eigener Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hilfe heischt.

So traulich und genügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet glich Cicero's Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte *), und ihrem Bruder wurde »der Erwerb im Kleinen ehrwürdig, seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn Groschenweise verdienen muß **).« Auch er hatte wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat — aber — der Fluch des Schicksals, der seinen Vater drückte, schien auch auf ihn zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleißigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen vermochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedeckt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Straße und schrie um Hilfe; aber man vergaß über dem größern Unglück das kleinere. Aller Hände waren beschäftigt, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um we-

*) Siehe Middleton's römische Geschichte, Tom. I. p. 2.

**) Siehe Göthe's Geschwister.

nigſtens ſeine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einſtürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er ſuchte und fand ſeine jammernde Schweſter, die lautweinend die Hände rang, indeſſen er ſelbſt ſtumm und betäubt ſein kleines Eigenthum brennen ſah.

Ein Weißmantel ging einigemal an den unglücklichen Geſchwiſtern vorüber; er hörte Philipp's erſte Worte, die mit einer düſtern Kälte ausgeſprochen wurden: Sei ruhig, Schweſter, es iſt Gottes ſchwere Hand! — er fragte mit dem ſanften Tone des Mitleids: »Haben Sie auch bei dieſem Brande verloren?« —

Alles! ſagte Philipp kurz abgebrochen, und ſah ſtarr vor ſich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem ſie Augen und Hände gegen Himmel hob. Der Schrecken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Geſicht und den kaum verhüllten jungfräulichen Buſen. Sie war ſchön, wie eine Braut, zu deren Lager ſich die Strahlen der Morgenſonne durch rothſeidene Vorhänge ſtehlen.

Der Fremde ſchob ſeinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weißen Mantel von Mund und Naſe fallen, als wolle er Babet's Reize mit allen Sinnen in ſich ziehen. »Kann ich Ihnen dienen?« wandte er ſich höflich an ihren Bruder.

Philipp ſah ihn zweifelhaft an; es war eine kühle Oktobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit.» Ein Obdach, mein Herr,« antwortete er, »nur für dieſe Nacht.«

»Für dieſe Nacht und für immer,« erwiederte der Weißmantel. »Ich habe einige Zimmer in meinem Hauſe, die mir entbehrlich ſind, und die ich Ihnen gern überlaſſe, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut ſein wird.«

»Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoch iſt?« ſtotterte Philipp.

»Die Miethe? nein mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes iſt alles, worauf ich Anſpruch mache, und auch den wünſchte ich nicht einmal laut zu hören, denn ich bin ſo reich, daß ich mich Ihres Dankes ſchämen müßte.«

»Darf ich den Namen des Engels wiſſen,« ſtammelte Philipp, »den Gott in dieſer trüben Nacht mir zum Troſt geſandt hat?«

Beſcheiden nannte der Fremde den Namen Lauraguais, und in dem Augenblicke rollte eine Feuerſpritze vorüber, ſo ungeſtüm, daß Babet faſt von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieſer Zufall, und der Regen, der immer reichlicher herabſtrömte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen; er machte ihr Platz und führte ſie aus dem Gedränge. Schüchtern ſah ſie ſich nach ihrem Bruder um, der den letzten ſtarren Blick auf die rauchenden Trümmer ſeines Eigenthums warf, und dann langſam folgte, ohne zu wiſſen, wem? noch wohin?

Der Name Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeſchäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelaſſen, ſich um andere Namen, als die ſeiner Korreſpondenten zu be-

kümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißmantel wohl ein vornehmer Herr sein könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Palastes kamen, wo ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfing, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bei dem Worte Graf zog Babet erschrocken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweizer einige Worte in's Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbei, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen ließen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von drei bis vier niedlichen, und nicht prächtig aber elegant möblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höflich mit allem Nothwendigen, und ließen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwätzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn,

und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstücke aus, deren die arme, halb nackte Babet vor der Hand am bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig inne hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines gemeinen Wohlthäters, drückend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihm in den Stand setzte, seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge vom Boden und richtete einen heitern Blick in die Zukunft; sein stummer Dank und Babet's Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nähtahm. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft, und empfingen keine Besuche, die, ihres Wohlthäters ausgenommen, der wöchentlich ein paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergetzte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spazirgänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babet's Schön-

heit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachlässigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmücken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmack an ihr fand; daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art, mit welcher alles dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstige Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Philipp's Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, ließen den wackern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr: der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babet's Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze. Er war überzeugt, daß er ihr erster Vertrauter sein werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er ging daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstößig zu finden, daß, während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund ſeines Vaters unternahm es endlich, ihn aus ſeinem ſichern Schlummer zu wecken. Er entdeckte ihm den zweideutigen Ruf des Grafen im Punkte des ſchönen Geſchlechts, und ſchmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nämlichen Zimmer in dem Hauſe des Wollüſtlings, welche Philipp jetzt inne hatte, ſeit vielen Jahren die Wohnung verrufener Dirnen geweſen ſei. Er erklärte ihm das Flüſtern und Ziſcheln der Leute, ſo oft er ſich mit Babet auf öffentlichen Spazirgängen ſehen ließ; »ich habe es mit meinen Ohren gehört,« ſagte er, »da geht die Maitreſſe des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigener Bruder hat ſie verkuppelt. — Wer Sie kennt,« ſetzte er hinzu, »glaubt den Läſterzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie.«

Philipp knirſchte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar ſtieg noch immer nicht der leiſeſte Zweifel, weder an der Tugend ſeiner Schweſter, noch an den Abſichten des Grafen in ihm auf, »denn,« ſprach er, »der Graf ſei was er wolle, er iſt mein Wohlthäter, und als ſolcher unfähig, mich zu beſchimpfen;« aber um Babet's Ruf zu ſchonen, beſchloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit dieſem Entſchluß eilte er nach Hauſe.

Er fand ſeine Schweſter allein. Es kam ihm vor, als habe ſie rothgeweinte Augen, und als ſei ihr Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte ſeine üble Laune, nährte den Keim des Mißtrauens. In großer Bewegung ging er auf und nieder, und ſuchte Worte für einen ſchonen-

den Vortrag. Babet merkte, daß etwas ungewöhnliches in ihm vorging, und verfolgte ihn mit ſchüchternen Blicken. Noch nie war er mit ſeiner Schweſter in einer ſo peinlichen Lage geweſen; zum erſten Male drückte ihn ihre Gegenwart; dies Gefühl ward ihm bald unerträglich; er ſammelte ſich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung ſeine Qualen in den ſchweſterlichen Buſen auszuſchütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der ſeinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er ſprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babet's Herz zerfleiſchte.

Doch welches Entſetzen ergriff ihn, als er, bei der Wiederholung der letzten Worte ſeines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plötzlich zu ſeinen Füßen ſtürzen ſah; als er im Kreiſchen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — ſie ſei verführt!

Er riß ſich los aus den ſchweſterlichen Armen, die ſeine Knie umklammert hatten, ſtürzte in das Nebenzimmer, ſchloß die Thür hinter ſich zu, warf ſich auf's Bett, und drückte ſein Geſicht in die Kiſſen, als wolle er ſich bergen vor dem Geſpenſt, das ſeine kalte Hand nach ihm ausſtreckte. Mehrere Stunden lag er ſo. Babet's Schluchzen, ihr Jammern an der Thüre, ihre Herz durchſchneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! weckten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niederſinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll

gegen ſie. Nur ſich ſelbſt machte er die bitterſten Vorwürfe, daß er ſeines Vaters letzten Willen ſo nachläſſig befolgt; nur ſich ſelbſt klagte er an, daß er durch ſeine Sorgloſigkeit der Urheber dieſes Jammers geworden.

Er öffnete die Thür, nahm Babet liebreich in ſeine Arme, tröſtete ſie, und bat, ihn nur noch Eine Stunde allein zu laſſen, um über ſeine Pflicht in dieſem traurigen Verhältniß nachzuſinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte ſich, und ehe eine Stunde verging, hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglück nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenſchaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat ſeine Schweſter, ſich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu ſtellen. Babet's Auge hing ängſtlich forſchend an dem brüderlichen, unbewegten Antlitz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulkan auf den beſchneiten Gipfel wirft.

»Ach, Philipp!« rief ſie bebend, »was willſt du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde ſeine Gattin ſein — er hat es mir geſchworen —«

»Hat er das? deſto beſſer! meinſt du, er werde Wort halten?«

»Er wird — ſobald nur gewiſſe Verhältniſſe —«

»Spricht er von Verhältniſſen? — ich verſtehe. Unſere Ehre iſt das erſte Verhältniß, welches er wieder herſtellen

muß. — Genug, Schweſter! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor der Hand ſiehſt du ihn nicht wieder. Verſprichſt du mir das?"

Er reichte ihr die Hand. Sie verſprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er ging. Sie verſchloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipp's Abweſenheit zu nutzen, wirklich klopfte, da ſchluchzte ſie leiſer, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, ſich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war ſein Lieblingswunſch, die Brandſtätte auf's neue anzubauen, und zwar nach dem nämlichen, freilich etwas veralteten Plane, in deſſen Erinnerung aber die ſeligen Tage der Kindheit ſchwammen. Er wollte gleichſam die Freuden ſeiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nämliche Stelle ſetzte, wo ſie vormals ſtand, als ihm der Küchenzettel noch ſo merkwürdig war, und die Schreibſtube in eben den Winkel, in welchem ſein Vater ſo manchen Schweißtropfen vergoſſen hatte. Dieſer Bauplan war ſein Steckenpferd, ſeine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht ſchlafen konnte, ſein Luftſchloß, wenn er ſpaziren ging. Oft ſchon hatte man den wüſten, aber wohlgelegenen Platz ihm abkaufen wollen; mancher Spekulant hatte ſich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Käufers Gold nicht aufwiegen. Philipp blieb dabei: die Spanne Land iſt

mir nicht feil — und nun — und nun — war sie ihm plötzlich feil geworden; nun bot er selbst seine lieben Trümmer aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zuckten die Achseln, stellten sich gleichgiltig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen zu tilgen. Gern ließ er noch ein Prozent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zucken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bei der Hand, und führte ihn in sein Kabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Blicken, als er sah, daß das Kabinet nur Einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen, aber er pflanzte sich vor die Thür, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

»Was machen Sie, mein Freund?« fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: »Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen.«

»Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit dem zu unterstützen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wackerer Freund!«

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, holte noch eine Hand voll Geld heraus, und fing auf's neue an zu zählen.

»Noch mehr?« stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; »sind Sie mir noch etwas schuldig?«

»Allerdings,« versetzte Philipp, »hier ist die Hausmiethe für fünf Monat, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt.«

»Mein Herr!« sagte Lauraguais entrüstet, »ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehen nur Freunden offen.«

»O!« erwiederte Philipp bitter lächelnd, »ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bei Heller und Pfennig bezahlt; jetzt erwarte ich das Nämliche von Ihnen.«

»Von mir?«

»Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester!« — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

»Als die Feuersbrunſt in jener unſeligen Nacht mein kleines Eigenthum verzehrte, da murrte ich gegen die Vorſehung, und wähnte, ſie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir beſaßen noch einen Schatz, den keine Flamme vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch reich durch Unſchuld und Tugend. Jetzt erſt, mein Herr! jetzt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gaſtfreiheit geſchändet! Sie haben meine Schweſter zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen? —»

»Herr Renaud —» ſtammelte der Graf mit blaſſen Lippen —

Philipp. Die arme Waiſe hat Niemanden auf der Welt, als mich; ich allein muß für ſie ſprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher.) Noch iſt mein Glaube an Ihre Redlichkeit nicht ganz erloſchen. Sie haben meiner Schweſter die Ehe verſprochen. War das Ihr Ernſt? Lieben Sie ſie wirklich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine beſtimmte Antwort.

Der Graf hatte ſich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, ſich nicht durch Hitze hinreißen zu laſſen, ſondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er geſtand reumüthig ein, daß ſeine Leidenſchaft für Babet ihn über die Grenzen der Tugend geſchleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die ſchicklichſte Art wieder gut zu machen ihm Pflicht ſei. Gern, ſehr gern werde er Alles thun, was ſeine Lage ihm nur immer erlaube. Er

werde sich sogar glücklich schätzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn er nur ganz von sich selbst abhinge. Aber seine Verbindungen bei Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sei — Alles das würde einen solchen Schritt vor der Hand zur Unbesonnenheit machen. »In einigen Jahren,« setzte er hinzu, »lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis dahin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glück dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund —«

»Haben Sie mir nichts weiter zu sagen?« — unterbrach ihn Philipp.

»Sie sind zu vernünftig,« versetzte Lauraguais, »um in diesem Augenblicke mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglücklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle.«

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. »Vertheidigen Sie sich, mein Herr!«

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstrecken.

Der Graf. Besinnen Sie sich, Freund —

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbe-

bette die Tugend meiner Schwester anvertraut; retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach der Klingel greifen wollte, die über dem Sofa herabhing. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. »Herr!« rief er wüthend, »wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!«

»Wohlan, unbesonnener Jüngling!« stammelte der Graf mit vor Zorn bebenden Lippen, »du selbst magst für die Folgen haften.«

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wüthend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den großen Vortheil der Kunst, und den noch größeren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in Einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstockter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglücklichen zu helfen. Die geschicktesten Wundärzte wurden herbei geschafft, der Verwundete auf des Grafen eigenes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Außenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die erste Nacht an Philipp's Bette, und als der Wundarzt nach Abnahme des ersten Verbandes erklärte, daß der Verwundete

nicht außer Gefahr sei, da hielt der Graf es seiner Sicherheit gemäß, die Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die strengsten Befehle, den Kranken auf's Beste zu verpflegen; er versprach den Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn wieder herstellten, und endlich schrieb er an Babet den reuigsten zärtlichsten Brief, in welchem er ihr mit der möglichsten Schonung das Vorgefallene beibrachte, und sie bat, während seiner Flucht, von dem Palaste als ihrem Eigenthum, Besitz zu nehmen. Er fügte diesem Briefe das Geld bei, welches Philipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die Summe, warf sich in den Wagen, und floh, mit einer Gewissensangst beladen, die, bei allen seinen vorherigen Ausschweifungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar flog Babet über den Hof, die Treppe hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurück, mit wildem Blick riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antlitz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den befleckten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Palast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder

Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hitze des Wundfiebers lag, und die Jammergestalt seiner Schwester blies die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknien, und um Gerechtigkeit schreien. Babet's lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrenden Grimm. »Laß ihn fliehen,« sagte ihr bittendes Auge: »Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwig's, wo höfische Verdorbenheit mit den Freunden des Verführers im Bunde steht, nein, vor Gottes Throne laß uns knien!« —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war ihm verhaßt; wo er ging, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von ungefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbei ging; wer zufällig lächelte, der stieß ihm Dolche in's Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die letzten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geßner ſingt, dem erſten Schiffer das Ruder in die Hand, und ſetzte ſich zu ihm in einen ausgehöhlten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren; die Menſchenliebe ſtand am Ufer und weinte, als ein friſcher Wind in ſeine Segel blies. Habſucht und Ruhmgier ſaßen oben im Maſtkorbe, und ſchauten immer wach nach jeder Nebelwolke, die ein unbekanntes Land in ihrem Schooße zu tragen ſchien. Endlich, am 4. December 1492 hatte die blühende Inſel Hayti das Unglück, mit dem europäiſchen Namen Hiſpaniola getauft zu werden. Hier ſchieden Habſucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erſtere ging an's Land, um den Hunger zu ſtillen, und die letztere kehrte zurück nach Europa an die Wiege Franz des Erſten.

Hiſpaniola, jetzt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unſere Flüchtlinge auf in ſeinen blühenden Gefilden. Die ſchöne fruchtbare Ebene von Cap François breitete ſich vor ihnen aus; ſie näherten ſich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit ſtumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um ſie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landſchaft vor ihren Blicken.

Ein Empfehlungsſchreiben des nämlichen alten Freundes, der durch ſeine wohlgemeinte Warnung Philipp's Ruhe zerſtörte, war Alles, worauf die armen Geſchwiſter ihre Hoffnung bauten. Es war an einen gewiſſen François

Melun gerichtet, einen der wohlhabenſten Pflanzer auf der Inſel, deſſen Negerſklaven das Land, und deſſen Schiffe das Meer bedeckten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienſt begleitet wie die Schamröthe die Unſchuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entſcheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm ſtand die zagende Schweſter, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zuckte die Achſeln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung ſeines redlichen Korreſpondenten war ſo dringend, und der niedergeſchlagene, kummervolle Blick des jungen Mannes ſprach ſo rührend, daß er, nach einigem Hin- und Herſinnen, den Fremdling doch anzuſtellen verſprach, wenn er nur ſeiner Schweſter ein anderes Unterkommen zu verſchaffen wiſſe, weil für dieſe im Hauſe kein Platz vorhanden ſei. Dieſe harte Bedingung erſtickte den Funken der Freude, der in Philipp's Auge zu leuchten begann. Wehmüthig ſah er ſich nach Babet um, welcher eine ſtille Thräne ſich über die Wange ſtahl; und ſchon ſchwebten die Worte: Arme Schweſter! laß uns weiter gehen! ihm auf der Lippe; als plötzlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geſchöpf von kaum ſechzehn Jahren hereinhüpfte; eine jener ſchlanken Kreolinnen, mit ſchwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechiſchen Geſchmack; keine regelmäßige Schönheit, aber viel

Phyſiognomie, blaß, mit ſchwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Franziska hieß das holde Geſchöpf, welches die jüngere Schweſter der Eliſa Draper zu ſein ſchien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben ſo reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauſes, und die Freude des alten Vaters, über den ſie alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blicke ihrer großen ſchwarzen Augen hatte ſie die Geſtalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr und Babet intereſſirte ſie. Die Thräne, die unabgetrocknet auf der Wange des Mädchens ſtand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie ſchmiegte ſich an ihren Vater, ſprach eines ihrer ſanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrſchaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder ſetzte der Alte in ſein Comptoir, und prüfte ihn anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwickeltere Geſchäfte; er beſtand die Prüfung als ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und bewährter Redlichkeit; er ſtieg mit jedem Tage in der Gunſt und dem Zutrauen ſeines Herrn; ſo wie Babet ſehr bald aus einem Kammermädchen eine Geſellſchafterin, und aus einer Geſellſchafterin Franziska's Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmälig die Wunden der Geſchwi-

ſter, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, ſich ſelbſt etwas zu erwerben, ſah durch unermüdeten Fleiß, vom Kredit ſeines Herrn unterſtützt, ſein Glück immer ſchneller und ſchneller wieder aufblühen. Eine heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte ſich geborgen vor den Stürmen des Schickſals — als plötzlich neue, bis jetzt ihm unbekannte Leiden ſeine Ruhe auf lange untergruben. Der Tirann der Sterblichen, der oft Fürſten demüthigt und Bettler beglückt, die Liebe ſchlich in ſein unbewachtes Herz.

Franziska täglich ſehen, ihr an der Tafel gegenüber ſitzen, immer neue Reize des Körpers und der Seele an ihr ausſpähen, ſo manchen freundlichen Blick haſchen, ſo manche unſchuldige Vertraulichkeit genießen; das war zu viel für einen jungen Mann von ſechsundzwanzig Jahren, deſſen Herz noch keine Dirne verwahrloſt hatte. Es währte lange, ehe er ſich ſeiner Gefühle ſelbſt bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte, als das Bild der Holden ihm zwiſchen den Zahlen am Schreibtiſch herumhüpfte, und von da in ſeine Träume überging; als Zerſtreuung in den wichtigſten Geſchäften ihn oft ſeltſam überraſchte: da erſchrack er, wie ein Sohn, der die Hand ausgeſtreckt hat, um zum erſten Male ſeinen Vater zu beſtehlen; gedachte der ernſten Pflichten, die er ſeinem Wohlthäter ſchuldig ſei; gedachte der unſinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und verſank auf's neue in düſtere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte, vor

den Augen argloſer Zuſchauer, ſelbſt vor denen der Geliebten; nur den ſpähenden Blicken ſeiner Schweſter konnte er ſie nicht verbergen. Sie entlockte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch dieſe Herzens-Ergießung ſeinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in ſolchen Fällen am beſten geben kann — milden Troſt — ach! ein Geſchenk, deſſen ſie ſelbſt bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung ſchimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was ſie freilich dem Liebenden ſorgfältig verbarg — daß Franziska ſchon ſeit Jahren an einen gewiſſen Herrn de Noyer verſprochen war, der ſich jetzt in Europa aufhielt, deſſen Zurückkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; ſie war noch ein Kind, als er St. Domingo verließ, aber ſie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunſche ihres Vaters, und überließ ſich ſogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat ſchweigend an's Fenſter; Franziska ſprang herzu, und überraſchte eine Thräne, die verſtohlen einen Roſenſtock bethaute; ſie erſtaunte und drang mit Haſt und Hitze in ihre Freundin, um die Urſache dieſer unzeitigen Thräne zu erfahren. »Kennſt du den Herrn de Noyer?« ſprach ſie forſchend, »haſt du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meineſt du, ich würde durch ihn nicht glücklich werden? — ſage mir deine Gründe. — Fürchteſt du, man werde dich von mir trennen? — Sei unbeſorgt, uns trennt nur der Tod.«

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Franziska sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmüthigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babet's Nacken geschlungen, indem sie mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag' es mir, warum du weinst! daß Babet gerührt und betäubt sich einen Augenblick vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrack — Franziska wand sich plötzlich los, und rief mit großen forschenden Augen: Dein Bruder? —

Die verwirrte Babet heftete ihren Blick auf den Rosenstock, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Franziska ihre Hände auf Babet's Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit deinem Bruder? — Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und floh in den Garten, um allen ferneren Fragen auszuweichen.

Aber Franziska wußte schon genug; ihr Herz ahnete, was vorging, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das übrige. Sie warf sich auf ihren Diwan, schuf durch seidene Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipp's Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine

Schüchternheit in den letzten; sein Erröthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Hecken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, alles, alles verrieth laut: »er liebt dich, Franziska! und du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!« —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem Bruder zu sprechen; sie speiste oft auf ihrem Zimmer, kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipp's Blicken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antlitz. Kam sie zurück in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipp's traurende Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blick. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdecken, so würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dies rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Grenze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franziska gezogen hatte. So sehr die letztere dies zarte Benehmen ihrer Freundin anfangs billigte, so drückend wurde es ihr in der Folge, als ihr eigenes Herz sich in's Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möge ihrer Scham und ihrem Stolze zu Hilfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das

ihrem wunden Herzen den Troſt der Freundſchaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Vorſatz getreu, und half ihres Bruders *ſtillen* Kummer *ſtill* tragen.

Eines Tages ſetzte ſich der alte Melun ſchmunzelnd zu Tiſche, ergriff das Glas, und brachte es ſeiner Tochter auf die glückliche Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überſtrömte Franziska's Wange, Stirn und Buſen; ſie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trockenen Lippen. Der Vater lächelte ſchalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in ſeiner Seele, als Philipp unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit plötzlich aufſprang und hinaus taumelte. Franziska war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblicke an den Mund ſetzen, um durch einen Schluck Waſſer die mit Gewalt heraufſteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glücklicherweiſe begann der Alte eine lange, für ihn ſehr intereſſante Erzählung von den Glücksumſtänden ſeines künftigen Schwiegerſohnes, und trank dabei ſo oft auf ſeine Geſundheit, daß er, von Allem, was um ihn vorging, nichts bemerkte, ſondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rauſch das Bett ſuchte.

Herr de *Noyer* kam wirklich. Er war ein wackerer Mann, der Weltkenntniß und Biederſinn in ſich vereinte. Er fand ſeine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug ſich gegen ſie äußerſt gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit läſtig, und erwarb ſich bald durch ſeine

heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebet ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Herrn de Noyer mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glücklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu sein, die jener sich natürlich bei einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäfte mechanisch, und fühlte, daß bald jede Anstrengung ihm unmöglich sein werde.

Der alte Melun wurde dies täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Klima sei dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit dem, was er sich erworben, auf irgend einer andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Kredit zu unterstützen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor Kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff dieſen Vorſchlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greiſes; ein lebhafter Funke entzündete ſein mattes Auge; ein elektriſcher Schlag gab ſeinem Blute raſchern Umlauf, und mit raſtloſer Thätigkeit begann er die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo ſeine liebſten Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe gingen.

Als Franziska dieſen raſchen Entſchluß erfuhr, ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß ſie allein die Urſache einer Flucht ſei, die den edlen Jüngling vielleicht auf's neue den Stürmen des Schickſals Preis geben werde, und doch — was konnte ſie thun als weinen, und ihn weinend ſegnen! — Je näher ſeine Abreiſe heranrückte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den letzten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erſcheinen. Sie ſchützte eine Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher ſie das von ihrem Vater geſchenkte Schiff ausſchmücken wollte. Auf ein großes weißes Tuch ſtickte ſie einen ſchwebenden Engel, der in ſeiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hatte oft bis tief in die Nacht am Stickrahmen geſeſſen, und mit warmen Eifer eine Kunſt getrieben, in welcher ſie eine Schülerin der Penelope zu ſein ſchien. Das Gefühl, welches ſie bei der Arbeit beſeelte, gab dem Bilde ein täuſchendes Leben. Der Engel lächelte, und doch umwölkte unverkennbar ein ſtiller Gram ſeine Stirn.

Jetzt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipp's Abreise auf den kommenden Morgen festgesetzt. Da sprach Franziska in der Abenddämmerung mit klopfendem Herzen zu ihrer Freundin: »Geh', rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage.«

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bei diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Franziska's Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf und trat ihm entgegen.

»Lieber Renaud,« stammelte sie, »Sie wollten doch nicht ohne Abschied von mir gehen?«

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hätte er hervorbringen können, und wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

»Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit sich nehmen?«

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

»Das Schicksal ist nicht gerecht gegen Sie.«

Seine Lippen zuckten.

»Vielleicht auch nicht gegen mich!« setzte sie mit einem erstickten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

»Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beiden schwer werden sollte.«

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

»Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestickt habe.«

Er griff gierig nach dem Geschenke.

»Es ist mein Schutzgeist, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig.«

Jetzt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn — er heulte und stürzte hinaus. — Als die Sonne aufging, war sein Schiff nur noch ein weißer Punkt in der offenen See, den Franziska schwermüthig an's Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

Wenige Tage nachher feierte man ihr Hochzeitfest, ihr Gemahl that alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Lieb' und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, so bald er es über sich gewinnen könne,

einen festen Wohnplatz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen Gewissen die Geißel abborge, und ihn rastlos umhertreibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freistatt nicht zu entreißen. Ihrer Freundin erwähnte er selten.

»Der Schutzgeist,« schrieb er einst, »der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über alles, was außer mir nur vorgeht; er geleitet mich glücklich in und aus dem Hafen; er gebietet den Wellen und zähmet die Sturmwinde; — aber um das, was in mir tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft.«

Franziska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgeboten, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bai von Samara zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bai liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Noyer hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franziska willigte gern in dieſe Reiſe, theils aus Gefälligkeit, theils weil ſie wirklich von den neuen Gegenſtänden wohlthätige Zerſtreuung hoffte. Der Vater, ſo ſchwer es ihm wurde, ſich von ſeinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entſchluß, ſegnete ſeine Tochter, und bat ſie, gutmüthig ſcherzend, ihm aus der Bai von Samara einen Enkel aufzufiſchen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, ſchiffte ſie glücklich nach dem neuen Wohnplatz, und der Segen ihres Vaters ſchien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte ſie ſich ſchwanger. Das Entzücken ihres Gemahls war grenzenlos; er feierte dieſe frohe Botſchaft durch ein ländliches Feſt, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füßen ſeiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freiheit danken mußten.

Solche Züge gingen bei Franziska nicht verloren. Sie lernte ihren Gemahl täglich höher ſchätzen; der Gedanke an die frohe Ausſicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einſamen Stunden mit dem ſchwermüthigen Gedanken an Philipp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, je feſter fühlte ſie ſich an das Leben gekettet, und die kleinſte Bewegung des ungebornen Kindes machte ihr unausſprechliche Freude. Als endlich der erſeufzte Augenblick da war; als der Säugling an ihrer Bruſt lallte, und die Freudenthräne der zärtlichen Mutter ſich mit der des glücklichen Vaters miſchte; da trat Philipp's Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drei Monaten erreicht hatte, konnten seine Eltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drücken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bai von Samara zu verlassen. Herr de Noyer ließ zu diesem Entzweck eine leichte Goelette in segelfertigen Stand setzen und sandte alle seine Leute und Gepäck in einem schwerern Fahrzeug voraus.

Während dies geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glücklich an's Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herrn de Vernier, Kapitän eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Cap Francois oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mannschaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Noyer, wenigstens zwei davon in seiner Goelette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurücklassen. Er sprach mit den beiden Engländern, deren einer sich Kapitän John, und der andere Young nannte;

er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich, ihm unterweges Hilfe zu leisten. Herr de Noyer nahm noch zwei gemiethete französische Matrosen an Bord und ging im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem Winde an der Küste hin, bis sie zu einer spanischen Pflanzung gelangten, die einem gewissen Manuel Borger zugehörte. Hier baten die Franzosen, sie an's Land zu setzen, da die beiden Engländer, als erfahrne Seeleute, vollkommen im Stande wären, das kleine Fahrzeug allein zu regieren, sie aber bei jenem Spanier ein längeres Unterkommen hofften. Herr de Noyer, der während der verflossenen Tage Zeuge von der Geschicklichkeit der Engländer gewesen war, ließ sich beschwatzen, verabschiedete die Franzosen, und setzte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb Porto Plata, an der nördlichen Küste von St. Domingo; sie aßen am Lande, ohnweit einer spanischen Pflanzung, wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Kajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber und breiteten eine Matratze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollte. Franziska's Gemahl lagerte sich zu den Füßen seiner Gattin, und die beiden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeuges.

Gegen vier Uhr des Morgens wurde Franziska durch

einen ſtarken dumpfen Schlag geweckt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen ſchien; zugleich hörte ſie ihn vernehmlich ſtöhnen. Bebend fuhr ſie in die Höhe, und rief: Babet! um Gottes Willen! — Doch ehe noch Babet ſich ermuntern konnte, trat John, mit Blut beſpritzt vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Axt ſie auf der Stelle zu ermorden, wenn ſie einen Laut von ſich geben, oder es wagen würde, das Segeltuch wegzuſchieben, welches ihr den ſchrecklichen Anblick verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er ſie; der eine zog die Segel auf, der andere ſetzte ſich an das Steuerruder, und ſie ſuchten, wie die Folge bewies, den Weg nach Neu-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug ſchon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß, aufzuſtehen. Franziska wankte hervor — Gott! welch ein Anblick! man hatte ſo eben den blutigen Leichnahm ihres Gemahls über Bord geworfen, er ſchwamm noch auf dem Waſſer. Die arme Witwe ſank kraftlos zu Boden; die Unmenſchen ſpotteten ihrer. Mit dem Dolch in der Fauſt trat John vor ſie und forderte die Schlüſſel zu den Kaſten und Koffern. Er durchſuchte alles, nahm aber nur das bare Geld, und gab ihr die Schlüſſel zurück.

Den ganzen Tag überließ man ſie ruhig ihrem Schmerze. Das Fahrzeug ſegelte mit friſchem Winde. Franziska wußte nicht wo ſie war, Himmel und Meer umgaben ſie.

Welcher Pinſel malt die Leiden der Nacht, die auf dieſen Tag folgte! — Verlaſſen von jeder Hilfe; in der

Gewalt der Mörder ihres Gatten, deſſen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren ſo mannigfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlingsnacht zuſammen gepreßt worden! —

Mit der erſten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. »Dein Schluchzen und Wimmern,« ſprachen ſie, »geht uns zu Herzen. Wir ſind nicht weit vom Cap François entfernt. Willſt du, ſo ſoll einer von uns dich in dem Boote dahin geleiten.«

Ohne zu bedenken, daß dieſer Vorſchlag Leuten unmöglich Ernſt ſein konnte, die, mit einem ungeheuren Verbrechen belaſtet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte; ohne zu bedenken, daß ſie bereits drei Tage in offener See herumſchwärmten, und folglich unmöglich ſo nahe bei Cap François ſein konnten; gehorchte Franziska nur dem Wunſche, dieſen Mördern zu entfliehen, und willigte haſtig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikaniſchen Piroguen, ſehr klein, und aus einem einzigen hohlen Stamm verfertigt; aber keine Gefahr ſchreckte ſie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäſche, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habſeligkeiten, die der Kahn nicht zu faſſen vermochte. John warf ſelbſt einen ſchlechten Strohſack, etwas Zwieback, einen Krug mit ſüßem Waſſer, einige Eier und ein wenig geſalzenes Schweinefleiſch in die Pirogue, durchſuchte nochmals die Taſchen der armen Witwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten

von Werth, und ſtieß ſie dann nebſt Babet hinab in den Kahn.

Mit Ungeduld erwarteten ſie, daß einer der Mörder nachſpringen ſollte, um das elende Fahrzeug zu regieren; aber plötzlich hieben die Barbaren das Thau entzwei, Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Goelette entfernte ſich ſchnell, und die Unglücklichen wurden Wind und Wellen überlaſſen. — Starres Entſetzen ergriff die jammernde Mutter; ſie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beſchwor ſie, ſich des unſchuldigen Kindes zu erbarmen — aber mit jedem Augenblicke vergrößerte ſich der Raum, der ſie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — ſie konnte nicht mehr ſchreien — ſie ſuchte die Worte durch bittende Geberden zu erſetzen — vergebens! die Mörder ſchwanden aus ihren Augen.

Franziska ſank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Bruſt; es ſuchte Nahrung und fand ſie nicht; es ſuchte Wärme und verkroch ſich in einen erſtarrten Buſen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr ſtieg mit jeder Minute. Der Wind wurde ſtürmiſch, die Wellen tobten, und jeder Augenblick drohte den elenden Kahn zu verſchlingen. Eine hohe Welle bedeckte ſie, riß den Zwieback mit ſich fort, ſtürzte den Waſſerkrug um, und beraubte ſie ihrer letzten Hoffnung.

Welch eine Nacht! welch ein Hin- und Herſchleudern

zwiſchen Todesangſt und Mutterſorge! Babet, die ſchwache Babet, ergriff das Ruder, und da ſie zuweilen bei kleinen Waſſerſpazirfahrten aus Schäkerei geſteuert hatte; ſo kam ihr dieſe geringe Uebung jetzt zu Statten, und ſie brach manche Welle, die das Boot verſchlungen haben würde.

Die Morgenröthe erſchien, und mit ihr legte ſich der Sturm; das war aber auch der einzige Troſt, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Waſſer und Himmel ihre ängſtlich ſpähenden Blicke; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwei zartgebaute Weiber und ein ſchwacher Säugling ſieben Tage und ſieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgeſetzt; von Regen durchnäßt, von der Kühle der Nacht erſtarrt; von der brennenden Mittagsſonne geſtochen; durch immerwährende Todesangſt gepeinigt; ohne Waſſer, ohne andere Lebensmittel, als die wenigen Eier und etwas geſalzenes Fleiſch. Franziska's Kräfte nahmen ſtündlich ab, ein Blick auf das wimmernde Geſchöpf an ihrem Buſen erhielt allein noch den ſchwachen Lebensfunken. Die Mutter Natur erbarmte ſich der hilfloſen Mutter, und unterſtützte ſie über alle Erwartung. Bis zum ſechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Bruſt; aber endlich verſiegte auch dieſe Quelle, und in der Nacht auf den ſiebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franziska zur Verzweiflung. Sie beſchloß zu ſterben, aber auch ſterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu

geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreiende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie sanken beide in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war, als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knien, und weinte und betete, auf das Ruder gestützt, welches sie nicht mehr zu regieren vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe, ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franziska schlug die Augen auf — erblickte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmacht, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hilfe! Hilfe! — Babet riß das Tuch vom Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange, ehe man vom Schiffe diese Zeichen gewahr wurde; ihre Angst war unaussprechlich. — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzücken dieses Augenblickes! — endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich.

Die beiden Freundinnen ſinken einander ſtumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrockneten Augen.

Immer näher und näher ſchwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jetzt treibt ein leichter Windſtoß es dicht unter ſeinen Bord — Franziska hebt die Augen auf — und ſiehe, der Schutzgeiſt mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf ſie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrei des Entſetzens vom Schiffe; ein Mann will ſich in die Wellen ſtürzen — drei Matroſen vermögen kaum den Wahnſinnigen zurück zu halten — Franziska's Name durchſchneidet die Lüfte! — Ein ausgeſetztes Boot nähert ſich; man trägt ſie die Schiffsleiter hinauf, und legt ſie mit geſchloſſenen Augen in Philipp's Arme. — So lohnteſt du, Liebe! alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkohrſt.

Franziska's Erwachen — Philipp's Entzücken — ſind keine Gegenſtände der Kunſt. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franziska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshof von Louiſiana niederlegte. Man ſandte ihre Ausſage ſogleich nach Neu-York, die Mörder ihres Gemahls wurden ſtreng verfolgt; aber es ſei nun, daß ſie den Tod in den Wellen gefunden, oder falſche Namen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind ſich erholt hatten, führte

Philipp ſie ſelbſt in die Arme des wackern Greiſes, den die Angſt um ſeine Tochter auf das Krankenbette geworfen hatte. Die Freude, ſeinen Enkel zu umarmen, und Franziska's Hand in die Hand ſeines Pflegeſohnes zu legen, war die letzte, die das Schickſal ihm hienieden aufgeſpart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben ſeiner Reichthümer, ſeiner Redlichkeit und des ſtillen häuslichen Glücks, welches ſein koſtbarſter Schatz geweſen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlſtand ihres Bruders, und war die zweite Mutter ſeiner Kinder. Jede Bewerbung wies ſie von ſich, denn ſie liebte nur Einmal. Noch im Alter koſtete ihr dieſe Liebe manche Thräne, als ſie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierre's Tirannei den Tod gefunden hatte.

Anekdoten.

Die Witwe.

In einer türkischen Provinz, wo es noch Anhänger der Lehre des Brama gibt, läßt man diese friedlichen Menschen zwanglos ihr Gelübde bekennen; nur die Fantasie der Witwen, sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, kann nicht ohne vorhergehende Erlaubniß des Pascha befolgt werden; eine freilich unbequeme Einschränkung, da diese Erlaubniß, zu großem Skandal der Indianer, fast immer versagt wird. Ein Bramin starb, und seine Witwe ging zum Pascha, um sich die Ehre verbrannt zu werden, auszuwirken. Sie war jung und hübsch. So ein Pascha begreift nun wohl, daß man eine junge hübsche Frau küßt oder kauft, aber nicht, daß man sie verbrannt; er schlug also die Bitte rund ab. Sie flehte, weinte — vergebens! Sie schimpfte, wüthete — umsonst! — »Was!« rief sie aus, »man will eine ehrliche Frau beschimpfen? ich hätte eine Mutter, zwei Schwestern und drei Tanten, die verbrannt worden, und ich sollte es nicht sein?« — Sie wollte fort; sie wollte sich allen Pascha's zum Trotz dennoch umbringen! — Elender! sagte der Pascha zu einem Fakir, der dabei stand, und die junge Witwe mit vielem Interesse zu beobachten schien. »Elender! du bist es vielleicht, der ihr durch seinen Fanatismus, oder gar durch Bezau-

berungen, den Kopf verdreht; nimm dich in Acht! dein Leben haftet für das ihrige.»

»Gnädigſter Herr,» verſetzte der Fakir gelaſſen, »ich habe nie ein Wort mit dieſer Frau gewechſelt, und ihr Verlangen iſt ſo natürlich, einer wohlerzogenen Perſon ſo anſtändig, daß ich mich wundere, wie Ew. Excellenz glauben können, ſie habe dazu noch Aufmunterung nöthig gehabt? Es kommt mir allerdings hart vor, eine Frau, die Luſt hat, ſich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen...» — »Wie?» rief die Witwe, »vereinigen?» »Nun freilich.» — Davon haben mir die Braminen nichts geſagt. Meinſt du wirklich, ich werde meinen Gemahl dort wiederfinden? — »Ohne Zweifel.» — Sie ſchwieg, und that ſich kein Leid, ja man behauptet, ſie habe mit vieler Reſignation in dem Serail des Paſcha den Zeitpunkt abgewartet, der ſie mit dem Seligen vereinigen ſollte.

Tugendlohn.

Malesherbes erkletterte einſt einen Felſen in den Pyrenäen, und wurde plötzlich, einige Schritte weit von ſich, einen Offizier, den Chevalier Inegans, gewahr, der einige Mineralien in der Hand wog. Der Weiſe in einer kurzen Jacke, mit dem Knotenſtock in der Hand, und mit zerriſ-

senen Kamaschen, trat ohne Umstände näher, nahm einen Stein aus des Offiziers Hand, betrachtete ihn und sagte: es ist ein Basaltfragment, und allerdings selten in dieser Gegend. Die Dragoner in des Ritters Gefolge fanden den Bauer aus den Pyrenäen impertinent. Das Gespräch über die Naturwunder wurde indessen fortgesetzt. Malesherbes schöne Seele entwickelte sich; man fiel auf andere Materien, und endlich auch auf den Hof Ludwigs XIV. — »Ach! reden wir nicht davon,« sagte der Offizier; »Ludwig hatte nur Einen redlichen Minister, den die Feinde des Thrones bald genug verdrängten.« — Der war? — »Sein Name ist in aller Herzen: Malesherbes.« — Den meinen Sie? mich dünkt, er war am Hofe gar nicht an seinem Platze; es fehlte ihm die nöthige Form. — »Was Form! einen Mann von Tugend und Genie bedürfen die Völker; das Uebrige findet sich leicht.« — Monsieur hat vermuthlich den Minister genau gekannt? — »Nur durch seinen Ruf.« — Der Ruf lügt oft. — »Hier nicht, hier wahrlich nicht! Aber Sie, mein Herr Naturforscher, Sie scheinen Malesherbes nicht zu lieben, und das thut mir leid, denn Sie scheinen sonst ein ganz guter Mensch zu sein. — Herr Chevalier, ich habe gute Ursachen, dem Manne nicht zu schmeicheln. — In diesem Augenblicke kam der Bediente von Malesherbes dazu, und nannte zufällig seines Herrn Namen. Der Ritter stutzte: »Mein Herr,« sagte er mit großer Ehrfurcht, »das Räthsel ist gelöst. Es gab

nur einen Mann in Europa, dem es erlaubt war, Böſes von Malesherbes zu ſprechen.“

Der Grenadier.

Ludwig XV. hielt einſt Revüe über ſeine reitenden Grenadiere; in ſeinem Gefolge befand ſich auch der engliſche Geſandte. Der König hielt vor einem Grenadier, deſſen Geſicht ganz von Narben zerfetzt war, und ſagte zu dem Engländer. »Bekennen Sie, Herr Ambaſſadeur, daß es dieſen Leuten auf dem Geſicht geſchrieben ſteht, daß ſie die bravſten Truppen in Europa ſind.“ — Aber Sire, erwiederte der Engländer, was werden Ew. Majeſtät von denen ſagen, welche dieſe Wunden ſchlugen? Der König, von der treffenden Antwort überraſcht, ſchwieg betreten. Da brach der Grenadier das militäriſche Schweigen, und murmelte unwillig zwiſchen den Zähnen: die ſind todt.

Kunſt-Keim.

In einem Saale des Luxembourg, wo man gewöhnlich die Lotterie zog, trat auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum erſten Mal als Orosman in der Zaire auf.

Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sei. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich dem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war denn der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

Ersatz.

Ein wackerer englischer Schiffskapitän, Foote, der bei den gefahrvollsten Expeditionen gewesen ist und zwei und zwanzig Jahre dient, hielt sich zwar während dieser langen Zeit kaum zwei bis drei Jahre am Lande auf, fand aber doch Muße genug, sich in ein reizendes Mädchen zu verlieben, eine natürliche Tochter des Lord Harries, dessen Gemahlin die Großmuth hatte, sie auf das sorgfältigste zu erziehen. Foote heirathete sie 1765, und — was bei Seemännern aus begreiflichen Ursachen öfter vorkommt als bei Landmännern — er blieb nach der Hochzeit noch eben so verliebt als vorher. Um in den kurzen Zwischenräumen seiner Seereisen wenigstens ihren Umgang so viel möglich zu genießen, kaufte er ein Landgut zwischen Portsmouth und Southampton; denn er war bei der Kanalflotte angestellt. Sie gebar ihm zwei Kinder. Im September 1801

reiſte er nach Indien, und empfahl ſeine Familie dem Lord und der Lady Harries. Seiner Frau hinterließ er unbeſchränkte Vollmacht, auf ſeinen Vater Geld zu ziehen, ſo viel ſie wolle und brauche. Vor kurzem kam er zurück, fand ſein Vermögen verſchwendet, und ſeine Frau in den Armen eines gewiſſen Jones. Er verklagte den Räuber, der von der Jury zu einem Erſatz von fünftauſend Pfund Sterling verdammt wurde. — Ja, wenn es eine Jury gebe, die zum Erſatz vernichteter Liebe verdammen könnte!

Grabſchrift.

In Neulondon in Amerika findet man auf einem Grabſtein folgende Inſchrift: Am zwanzigſten Oktober 1781 ſetzten viertauſend Engländer dieſe Stadt in Blut und Flammen; ſiebenhundert Amerikaner vertheidigten das Fort einen ganzen Tag lang; erſt Abends gegen vier Uhr wurde es eingenommen. Der Kommandeur der Belagerten übergab ſeinen Degen einem Engländer, der ihm niederſtieß; alle ſeine Kameraden mußten über die Klinge ſpringen. Dann ward eine Linie von Pulver aus dem Magazin des Forts bis an das Meer geſtreut, um ſie dort anzuzünden, und ſo das Fort in Luft zu ſprengen. Wilhelm Hotman, der mit drei Bajonnetſtichen im Leibe nicht weit davon lag, ſah das, und ſagte zu einem ſeiner

verwundeten Freunde, der auch noch lebte: wir wollen verſuchen, uns bis zu dieſer Linie zu ſchleppen; wir wollen das Pulver mit unſerm Blute durchnäſſen, ſo werden wir mit dem wenigen Leben, das uns noch übrig iſt, das Fort, die Magazine, und vielleicht auch noch einige Kameraden retten, die blos verwundet ſind. — Er allein hatte die Kraft, dies edle Vorhaben auszuführen. Im dreißigſten Jahre ſtarb er auf dem Pulver, das er mit ſeinem Blute überſchwemmte. Sein Freund und noch ſieben ſeiner verwundeten Gefährten erhielten dadurch ihr Leben. — (Nach dieſer einfachen Erzählung lieſt man bloß in größerer Schrift noch folgende Worte:) — Hier ruhet Wilhelm Hotman.

Stolz auf Verwandtſchaft.

Eine Schweſter von Descartes ſprach mit Stolz von ihren übrigen Brüdern, welche in verſchiedenen Aemtern ſtanden, und mit einer Art von Bedauern von ihrem Bruder, dem Philoſophen, weil er, wie ſie ſagte, der einzige ſei, der ihre Familie herabwürdige. — Es lebten einſt zu London zwei Viſitandinen, die Pocquelin hießen, und mit Moliere, der bekanntlich dieſen Namen führte, verwandt waren. Sie ſchämten ſich ent-

ſetzlich, unter den Gliedern ihrer Familie auch den Verfaſſer des Tartüffe nennen zu müſſen. Sie hatten ſich jährlich an einem gewiſſen Tage ein freiwilliges Faſten auferlegt, um dieſe Verwandtſchaft abzubüßen. — Eine Nonne des Magdalenen-Kloſters hingegen glaubte ſich mit Voltaire verwandt und war ſtolz darauf, ſo beſcheiden ſie auch ſonſt war. Sie ſchrieb ihm ſogar einmal einen Brief und empfahl ihm einen Unglücklichen, den man wider Willen zum Prieſter machen wollte. Voltaire ſchickte ihr fünfhundert Livres und ſchrieb ihr dabei einen allerliebſten Brief, worin er aber freilich die Verwandtſchaft ſowohl, die ihm ganz etwas neues war, als auch den jungen Menſchen, der keinen Beruf zum Prieſterſtand hatte, ein wenig perſiflirte. Die gute Nonne zeigte deſſen ungeachtet den Brief Jedermann mit großem Triumphe.

Geographie.

Wie nothwendig es für junge Frauenzimmer iſt, ſich nicht bloß auf derjenigen Landkarte zu orientiren, welche einſt Breitkopf in Leipzig vom Lande der Liebe drucken ließ, mag folgende Anekdote beweiſen, welche ſich vor zwei Jahren wirklich zugetragen hat.

Zwei arme junge Mädchen in Newcaſtle erhielten einen Brief von einem alten reichen Oheim in Peterborough, der

sie einlud, so bald als möglich zu ihm zu kommen, weil er sein Ende nahe fühlte, und sie zu Erbinnen einsetzen wolle, unter der Bedingung, daß sie ihn die wenigen letzten Tage seines Lebens noch pflegen, und ihm dann die Augen zudrücken möchten. — Die erfreuten Schwestern erkundigen sich sogleich, wo Peterborough liegt, gerathen aber unglücklicher Weise mit dieser Nachfrage an einen Menschen, der eben so unwissend war als sie selbst. »O,« sagt er, »es trifft sich sehr glücklich, daß gerade einer meiner Freunde, ein Schiffskapitän, segelfertig ist, um nach Petersburg zu steuern; ihm will ich Sie empfehlen, bei ihm sind Sie sehr gut aufgehoben.« — Er hält Wort. Die Mädchen nehmen Abschied von allen Bekannten. Da in Petersburg bekanntlich eine sehr große englische Faktorei befindlich ist, so findet es niemand unwahrscheinlich, daß sie daselbst einen Oheim haben. Sie reisen ab, kommen an, fragen vergebens, werden von ihren dortigen Landsleuten auf die Spur ihres Irrthums gebracht, schämen sich, leiden Mangel, und sind in vielfacher Verlegenheit, bis sich endlich ein Schiffer aus Hull über sie erbarmt, und sie wieder mit zurücknimmt. Am zweiundzwanzigsten November des verflossenen Jahres kamen sie wohlbehalten in England wieder an, setzten sich auf eine Landkutsche, und fuhren nunmehr, nachdem sie diesen kleinen Umweg gemacht hatten, die gerade Straße nach Peterborough. Ob sie ihren Oheim noch am Leben fanden, weiß man nicht.

Die Einschläferer.

In den letzten traurigen Zeiten der französischen Anarchie gab es bekanntlich eine Bande von Räubern, die man Chauffeurs (Einheitzer) nannte. Geschickter, aber weniger grausam waren die Endormeurs (Einschläferer) die etwa zwanzig Jahre vorher ihr Unwesen trieben. — Einst spazirte ein Gelehrter in einem öffentlichen Garten, ein wohlgekleideter Mann nahete sich ihm und schüttelte ihm die Hand. »Kennen Sie mich nicht?« — Nein, mein Herr — »Ich bin ein Kaufmann aus Lille, wo ich Sie vor sieben Jahren gesehen habe.« — Kann wohl sein; ich war vor sieben Jahren dort, erinnere mich Ihrer aber nicht. — Der Fremde zog eine Tabaksdose aus der Tasche: »Beliebt Ihnen?« — Ich danke, ich schnupfe nicht. — »Mich dünkt doch, Sie schnupften vormals?« — Ich habe mir's abgewöhnt. — »Aber wie können Sie mich so ganz vergessen haben? Wir waren ja zusammen im College d'Harcourt. Besinnen Sie sich nur, ich verlasse Sie einen Augenblick.« — Der Unbekannte ging und der Gelehrte setzte seinen Spazirgang fort. Nach einer halben Viertelstunde erschien der Fremde schon wieder, führte dieselben Reden, und präsentirte auch zum zweiten Mal Tabak. — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht schnupfe. — »Verzeihen Sie, ich hatt' es vergessen. — Hierauf lud der Unbekannte ihn

zum Souper; aber der Gelehrte, dem sein alter Schulfreund immer verdächtiger wurde, und der gerade ein Paar Damen von seiner Bekanntschaft in der Ferne erblickte, ergriff diese Gelegenheit, sich von ihm los zu machen. »Ich war kein Narr,« sagte er zu den Damen, »daß ich Tabak von einem Menschen angenommen hätte, der wohl gar ein Endormeur sein kann. Ich sagte ihm, ich schnupfe nicht. Hätte er freilich gewußt, daß ich erst gestern eine Dose für fünfzig Louisd'or gekauft habe. — Ei! lassen Sie doch sehen! rief eine der Damen. Der Gelehrte griff in die Taschen — Die Dose war weg. An ihrer Stelle fand er ein Zettelchen mit folgenden Worten: Da der Herr Doktor keinen Tabak mehr schnupfen, so brauchen Sie auch keine Dose.

Distinguo.

Ein Superintendent, der zugleich Oberinspektor über einen Freitisch war, ärgerte sich oft über einen Kandidaten, der sich angewohnt hatte, bei jeder Gelegenheit Distinktionen zu machen, und sie allemal mit dem Worte distinguo anzuheben. »Ei, zum Henker mit Ihrem distinguo!« fuhr der Superintendent einmal heraus; und, um den Kandidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: »sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe tau-

fen?" Distinguo! erwiederte der Kandidat; mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freitiſch? o ja!

Anekdote von Friedrich dem Großen.

Als 1779 der Krieg beſchloſſen und jede miniſterielle Unterhandlung bereits abgebrochen war, machte der kaiſerliche Hof noch einen letzten Verſuch, um ſeinen Zweck zu erreichen, indem er den Herrn von Thugut in das preußiſche Lager ſandte, um dem Könige perſönlich die Sache vorzuſtellen. Friedrich empfing ihn kalt, ſagte, er habe keine Geſchäftsmänner um ſich, und überdies ſei die Materie auch ſchon durch den Grafen Finkenſtein erſchöpft worden. Herr von Thugut ließ ſich nicht abſchrecken. Er hatte eine große Rolle Papiere mit ſich gebracht, die durch einen Bindfaden zuſammen gehalten wurde. Er löste den Bindfaden, kramte ſeine Papiere emſig aus, ſprach viel, und mit Wärme. Da er aber gewahr wurde, daß der König ihm immer nur einſilbig und kühl antwortete, packte er ſeine Papiere endlich wieder zuſammen, und empfahl ſich ohne Troſt.

Als er kaum mit zögernden Schritten die Thür erreicht hatte, hörte er plötzlich den König hinter ſich herkommen, und wendete ſich ſchnell und freundlich um, in Hoffnung, daß Friedrich ſich anders beſonnen habe. Da ſtand der

Held vor ihm, mit dem Bindfaden in der Hand, den Herr von Thugut vergessen hatte, und sagte lächelnd: Tenez, Monsieur Thugut, je n'aime pas le bien d'autrui.

Dichter-Neid.

Crebillon liebte Racinen nicht, und haßte Boileau; denn beide hatten ihn oft gemißhandelt. Als Boileau einst krank war, schlug ihm einer seiner Freunde vor, den Rhadamiste vorzulesen, der eben die Presse verlassen hatte. »Ei, mein Freund,« versetzte der Satyrikus, »werde ich denn nicht ohnehin bald sterben? die Pradons und die Boyers, über welche wir uns so oft lustig gemacht haben, waren ja Adler gegen diesen Zaunkönig.« — Die Nachwelt hat den großen Kritikus Lügen gestraft. So wird es auch manchem unserer heutigen übermüthigen Kritikaster ergehen.

Seltsame Reise.

Die Einwohner von Zürich und Straßburg waren von alten Zeiten her befreundet, und gaben einander gern Beweise ihrer Zuneigung. Einst, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erfuhren die jungen Züricher, daß die

Straßburger Bogenschützen auf einen gewissen Tag ein Fest feiern würden. Sogleich beschlossen siebzehn kühne Jünglinge, ihre Freunde in Straßburg zu überraschen; aber sie wollten nicht mit leeren Händen kommen, sondern auch eine Schüssel zum Schmause liefern, und zwar eine warme Schüssel. Man rechnet von Zürich bis Straßburg fast fünfzig französische Meilen, und es war daher allerdings keine leichte Aufgabe, den Kessel voll Suppe, die in Zürich gekocht worden, so schnell nach Straßburg zu transportiren, daß, wenn man sich auch dort nicht gerade den Mund an der Suppe verbrennte, sie doch auch nicht kalt befunden würde. Die siebzehn kecken Bursche schifften sich in ein Boot auf der Limmat ein. Der Suppenkessel stand in der Mitte des Boots, ringsum mit Heu umgeben, damit er sich weniger schnell abkühlen möchte. Der Strom ist reißend, und erlaubt gewöhnlich nur den Gebrauch des Steuerruders; aber die Wagehälse ergriffen sämmtlich die Ruder, und beim fröhlichen Schall einer militärischen Musik ruderten sie noch obendrein frisch darauf los. So erreichten sie bald die Aar; aus der Aar schwammen sie in den Rhein, und siehe! sie langten unter großem Jubel mit einer lauwarmen Suppe in Straßburg an.

Man muß gestehen, daß diese Expedition ohne Kopf, aber mit viel Herz unternommen worden; auch hat man dieselbe durch ein Gedicht verewigt, welches jetzt als eine literarische Seltenheit betrachtet wird.

Miszellen.

Paradoxen.

Ein gewiſſer Claude-Roucher-Deratte hat ein Buch geſchrieben, welches er Allerlei (mélanges) aus der Phyſiologie, Phyſik und Chemie betitelt, und worin er eine neue Theorie des elektriſch-animaliſchen Fluidums aufſtellt. Durch dieſe Kraft, meint er, ſympathiſiren die Organe eines Menſchen mit denen eines andern, ſo, daß unter gewiſſen Vorausſetzungen (z. B. der Erweckung der Aufmerkſamkeit oder der Gedanken, einer mäßigen Entfernung u. ſ. w.) Paul es fühlt, wenn Peter ſich ſtark in den Arm zwickt, obgleich Paul den Peter weder ſieht, noch etwas vom Zwicken weiß. Sieht Peter ein prächtiges Gemälde im hellen Tageslicht, ſo ſieht es auch Paul im Dunkeln mit zugedrückten Augen. Hört der eine den Schlag einer Uhr an ſeinem Ohr, ſo hört ihn auch der andere, wenn er gleich fünfzig Metern davon ſteht; der Geruch einer Blume, der Saft einer Orange, von jenem gerochen und geſogen, riecht und ſaugt dieſer mit — der einzige Unterſchied iſt, daß die Eindrücke, die der letztere empfängt, ſchwach ſind. Das Gehirn ſoll vorzüglich dieſes elektriſche Fluidum enthalten, und das Hauptorgan aller jener Wunder ſein. Aber auch die übrigen Organe haben gleiche Verhältniſſe zu einander, und ſo kann — (welch ein gefährliches Geheimniß!) — der

Gedanke eines Menſchen, ohne Wort oder Zeichen, einem andern mitgetheilt werden. Dieſe ſympathetiſchen Wirkungen vergleicht der Verfaſſer mit den bekannten phyſiko-harmoniſchen, wo z. B. gleich-bezogene und geſtimmte Saiteninſtrumente mit klingen, wenn man eins tönen läßt. — Aber auch außer der Sympathie ſchreibt der Verfaſſer dem elektriſchen Fluidum noch eine Menge der wichtigſten Wirkungen zu. Es iſt, behauptet er, die mechaniſche Urſache des Athemholens, des Blutumlaufs u. ſ. w. Kurz, es iſt das Prinzip des Lebens, die lebendige Flamme vom Hauch des Schöpfers entzündet; das Prinzip, aus dem man ohne Noth ein idealiſches Weſen gemacht hatte, ein Geiſt, der ſich ſelbſt nicht kannte. Alle lebende Weſen, vorzüglich der Menſch, ſaugen dies Fluidum unaufhörlich ein, aus der Luft, den Speiſen, den Getränken u. ſ. w. Das Gehirn ſammelt den geſchöpften Vorrath, und vertheilt ihn wieder durch das Nerven-Fluidum, um die ganze Maſchine zu beleben. — Die Pflanzen ſchlafen, weil ſie am Tage das elektriſche Fluidum verloren haben. Die Senſitiva (noli me tangere) zieht ſich zuſammen, weil durch die Berührung plötzlich ein Theil des elektriſchen Fluidums von ihr ausſtrömt u. ſ. w. — Uebrigens iſt der Verfaſſer nicht der Erſte, der ſo etwas behauptet; doch die Beweiſe ſind und bleiben ſehr ſchwer.

Prophezeiung.

In den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, die vor mehr als zwanzig Jahren herausgekommen, ſagt der Marquis de P. (nachdem er vorher von den aſtrologiſchen Büchern des ſechzehnten Jahrhunderts geſprochen): er beſitze ein köſtliches Manuſcript ſolchen Inhalts aus jener Zeit. Außer einer Menge Horoskopen liefert es unter andern die Prophezeiung, daß das Jahr 1800 für Frankreich ſehr wichtig ſei, daß von 1850 bis 1860 es auf dem höchſten Gipfel ſeines Glanzes ſtehen werde; daß das Jahr 1804 dem Muhamedaniſchen Reiche und deſſen Religion drohe; daß bei den Begebenheiten von 1824 Spanien ſehr intereſſirt ſei, u. ſ. w. Auch eine England betreffende Prophezeiung kommt vor, über die ſich der Marquis aber nicht deutlich herausläßt. Vermuthlich mußte er politiſche Rückſichten nehmen. Jetzt, da dieſe wegfallen, wäre es eine Befriedigung der Neugierde, wenn man in Frankreich ſich die Mühe nehmen wollte, dieſes Manuſcript, wenn es nicht während der Revolution verloren gegangen iſt, nachzuſehen, und daraus bekannt zu machen, was das verfloſſene und angetretene Jahrzehend betrifft. Hat der Prophet von den Jahren 1790 bis 1800 nichts zu verkünden gewußt, ſo haben ihn ſeine Geſtirne übel bedient und er verliert allen Glauben, wie jener ſächſiſche lutheriſche Prediger, deſſen der Marquis gleichfalls erwähnt.

Der gute Mann soll 1544 gelebt und Stiffel geheißen haben. Er kam auf den Einfall, auszurechnen, wie lange die Welt noch stehen würde, und fand, daß sie im nächsten Jahre unfehlbar untergehen müsse. Sogleich verkündete er seinen Bauern diese schreckliche Neuigkeit von der Kanzel. Die erschrockenen Pfarrkinder beschlossen, weil es nun einmal nicht anders wäre, alle Arbeit liegen zu lassen, und ihr bischen Vorrath aufzuzehren. Sie verschmausten also ihre Ochsen, Schweine und Hühner; mit ihren Tischen, Bänken und Schränken machten sie sich warme Oefen. Endlich brach der merkwürdige Tag an. Pastor Stiffel bestieg die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer zur Ergebung. Unterdessen rollte die Welt immer sachte fort. Glücklicher Weise brach aber gerade ein starkes Gewitter herein, und nun schien die Prophezeiung ihrer Erfüllung nahe. Alles erwartete auf den Knien den letzten Gnadenstoß. Statt dessen erschien der Regenbogen, der Himmel klärte sich auf, die betrogenen Bauern sahen einander an, brachen in Wuth aus, wollten den Seelenhirten todt schlagen; aber er hatte sich weislich davon gemacht, und war zu Luther geflohen, der ihm bewies, daß er ein Narr sei, und der den Herzog von Sachsen bewog, die getäuschten Bauern zu unterstützen. Stiffel glaubte indessen immer noch, er habe sich blos um einige Jahre verrechnet, und auf diesen Glauben starb er auch 1567. — Auch von den astronomischen Schriften eines andern Schwärmers, Antoine Mizaut, gibt der Marquis de P. Nachricht. Dieser

Mann behauptete unter andern die Möglichkeit, aus einem Planeten in den andern zu reisen, und schrieb auch ein Buch unter dem Titel: Die Geheimnisse des Mondes, nützlich und ergetzlich zu lesen. — Heut zu Tage hat Herr Amtmann Schröter in Lilienthal von den Geheimnissen des Mondes, so weit es einem Sterblichen möglich ist, den Schleier abgerissen.

Der isländische Kristall.

Schon längst war bekannt, daß der isländische Kristall eine doppelte Strahlenbrechung hat, und folglich den Gegenstand, durch ihn betrachtet, zweimal darstellt. Diese Eigenschaft hat Rochon benutzt, indem er ein Prisma von diesem Kristall in einem Sehrohr anbringt, und zwar beweglich, daß es dem Auge nach Gefallen näher oder entfernter geschoben werden kann, wodurch folglich die doppelten Bilder sich einander nähern oder von einander trennen. Schiebt man das Prisma so, daß die Bilder sich eben berühren, so kann man auf der Außenseite des Sehrohrs, auf welche ein Maßstab gegraben ist, beobachten, wie vielmal die Distanz des beobachteten Gegenstandes den Durchschnitt desselben enthält. Kennt man auf diese Weise die Distanz, so kennt man auch die Größe des Durchschnitts, und umgekehrt. Gesetzt, man

erblickt in der See ein Schiff, dem man ſich nähern, oder das man vermeiden will, ſo betrachtet man es nur durch dieſes Sehrohr, und zwar ſo, daß die zweifachen Bilder dieſes Schiffes ſich eben berühren. Nähert man ſich dem Schiffe, ſo werden die beiden Bilder bald in einander greifen; entfernt man ſich aber, ſo werden ſie ſich trennen. Kann man vollends etwa, aus der erkannten Größe des Schiffes, die ungefähre Größe ſeines Maſtes beurtheilen, ſo darf man wiederum nur die beiden Bilder des Maſtbaumes in Berührung bringen, um zu wiſſen, wie viele Maſtlängen man von dem Schiffe entfernt iſt. — Will man am feſten Lande einen feindlichen Trupp beobachten, ſo bringt man die doppelten Bilder desſelben dergeſtalt in Berührung, daß die Füße des einen auf den Köpfen des andern ſtehen. Nimmt man nun an, daß jeder Soldat etwa fünf Fuß und einige Zoll hoch iſt, ſo erfährt man durch ein ſolches Sehrohr, wie vielmal fünf Fuß und einige Zoll der Raum mißt, der uns vom Feinde trennt. — Buonaparte hat den Verſuchen mit dieſem Sehrohr ſelbſt beigewohnt, und, von deſſen Nutzen durchdrungen, ſogleich eine Menge dergleichen zu verfertigen befohlen. Rochon wendet ihren Gebrauch auch auf die Aſtronomie an, um die Durchmeſſer der Planeten dadurch genauer zu beſtimmen. Das erſte Sehrohr des National-Obſervatoriums wird mit einem ſolchen Prisma verſehen werden.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne.

Wenn die Arroganz eines Schelling, Schlegel, Röſchlaub und Konſorten manchen Leuten ſo außerordentlich vorkommt, ſo beweiſt das blos, daß ſie in der ältern Literatur nicht bewandert ſind. Es ging vormals nicht um ein Haar beſſer zu, als jetzt; zu allen Zeiten hat es Weſpen gegeben, die ſich für Bienen, und Borkenkäfer, die ſich für Schmetterlinge hielten.

Als die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften im Occident begann, da wurden auch die Kritikaſter bald ſo unverſchämt, daß die Unwiſſenheit der Mönche nur ein kleines Uebel dagegen war. Argyrophilus aus Konſtantinopel, der in Italien den griechiſchen Sprachmeiſter machte, behauptete geradezu: Cicero habe weder Philoſophie noch Griechiſch verſtanden. Laſcaris, ſein Landsmann, bewies, der Sänger der Dido ſei kein Dichter geweſen. Bald darauf quälte ſich ein franzöſiſcher Kritikus, um darzuthun, daß Ariſtoteles im Griechiſchen, und Titus Livius im Lateiniſchen nur ein Schüler geweſen, und daß der Geſchichtſchreiber Joſephus kein Hebräiſch verſtanden habe. Hermolaus Barbarus pflegte ſich zu rühmen: er habe den Teufel citirt, und mit ihm über die Entelechie des Ariſtoteles geſtritten, wobei der Teufel ſehr ſchlecht beſtanden habe. Ein anderer Kritikus, deſſen Balzac erwähnt, ſagte ganz beſcheiden, daß einen gewiſſen Vers in Perſius niemand verſtehe, als Gott und

er. (So hat der Verfaſſer ſelbſt einſt Herrn A. W. Schlegel behaupten hören, daß vor ihm noch Niemand den Shakeſpeare verſtanden habe.) Die ungeheure Eitelkeit der beiden Scaliger iſt bekannt. Joſeph (der Sohn) war ein Virtuos im Schimpfen, trotz Röſchlaub. Er nannte ſeine Feinde ſehr zierlich stercus diaboli, lutum stercore maceratum, Ausdrücke, von deren Ueberſetzung man mich gern diſpenſiren wird, denn ſie ſind noch ein wenig ſtärker als Schelling's todte Hunde.

Als einſt ein Buchhändler den Julius Scaliger wollte in Kupfer ſtechen laſſen, ſchrieb ihm dieſer (und der Brief iſt noch wirklich vorhanden), daß, wenn auch der Kupferſtecher die verſchiedenen Grazien eines Maſiniſſa, Xenophon und Platon mit einander vereinigen könne, er dem Publikum noch immer ein ſchwaches, unvollkommenes Bild von ſeiner werthen Perſon liefern werde. — Salmaſius befand ſich einſt auf der königl. Bibliothek mit zwei andern Gelehrten, deren einer die Bemerkung machte: daß ſie drei zuſammen wohl den ſämmtlichen Gelehrten in Europa die Spitze bieten könnten. »Geht ihr Beide nur auch noch zur andern Partei über,« erwiederte Salmaſius; ich allein biete euch allen die Spitze.«

Dieſe wenigen Beiſpiele werden hinreichen, zu beweiſen, daß man unſern neuern Philoſophen und Aeſthetikern großes Unrecht thut, wenn man behauptet, ſie wären arroganter, als man jemals geweſen ſei. Es fragt ſich nur noch, ob ihre Namen nach Jahrhunderten auch noch ſo berühmt ſein

werden, als der des Hermolaus Barbarus, den kein Mensch kennt. Es ist zu bedauern, daß die Bemühungen aller jener großen Männer nicht im Stande gewesen sind, den gemeinen Cicero, den elenden Aristoteles u. s. w. vergessen zu machen; aber noch weit schrecklicher wäre es, wenn es auch dem Herrn Schlegel und Kompagnie nicht gelingen sollte, Virgil, Wieland, Voltaire u. s. w. von ihren usurpirten Thronen zu stoßen, und wenn etwa gar nach fünfhundert Jahren wieder ein Freimüthiger käme, der sich des Namens Schlegel blos als eines Exempels bediente, um das stark ausgedrückte Selbstgefühl seiner Zeitgenossen zu entschuldigen.

Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin.

Mit einem allerliebsten Kupfer, wo Amor auf dem Richterstuhle sitzt. Wer hat nicht einmal etwas von den Minnegerichten gehört, die Jahrhunderte hindurch geblühet haben, bei denen die vornehmsten Damen Richterinnen, und die geehrtesten Männer Beamte waren? — Herr v. A. hat ihre Aussprüche mit historischer Treue gesammelt. Schade, daß die schöne Welt, indem sie auf Einer Seite durch das hohe Interesse der abgehandelten Liebesfragen angelockt, auf der andern durch zu viel Gelehrsamkeit abgeschreckt wird!

Hier sind einige der merkwürdigsten Fragen und Entscheidungen. 1) Wenn der Liebende von der Geliebten Erlaubniß begehrt, eine andere neben ihr zu betrauten, und sie ertheilt ihm diese Erlaubniß, er aber macht keinen Gebrauch davon, indem er die andere nur versuchen wollen: darf die Geliebte ihn deshalb verstoßen? — Der Fall wurde wirklich vor das Minnegericht gebracht, und die Geliebte behauptete (wie mir deucht mit großem Recht), es sei schon genug, den Bund der Minne zu trennen, wenn man eine solche unziemliche Erlaubniß auch nur begehre. Aber die Lutzen-Königin entschied: »der Buhle solle wieder zu Gnaden angenommen werden, es sei denn, daß er seine Treue wirklich gebrochen habe.» — 2) Ein schönes Mädchen nahm einen Mann, und wollte darum ihrem zeitherigen Buhlen keine Freude mehr gönnen. Da sprach die edle Fürstin Narda von Narbonne das Urtheil: »die erste Liebe habe ältere Ansprüche, und können ihr diese nicht durch eine spätere Verbindung verkümmert werden.» — Ob der Herr Gemahl bei diesem Ausspruch zugegen war? In jedem Falle muß man bekennen, daß ein Liebhaber in den damaligen Zeiten eine angenehmere Rolle spielte, als ein Ehemann. — 3) Einer warf die Frage auf: ob die Liebe zwischen Eheleuten oder Buhlen größer sei? und erhielt zur Antwort: »daß zwischen Eheleuten keine rechte inbrünstige Liebe nicht sein, noch werden mag, weil in der Minne man alles einander zu Willen thue, von freiem Muth und nicht von Gebot.» — 4) Was hat der

Treuloſe verdient, der ſeine Liebe verkehrt ohne Urſache? Die Gräfin von Flandern war eine ſtrenge Richterin, und ſprach: »er ſoll von jeder Liebe und Minne beraubt ſein, und nie wieder einer ehrbaren Frau Liebe noch Minne gewinnen. Die Verlaſſene aber ſoll einen andern nehmen, um dem Treuloſen recht weh zu thun, und ſoll ihr das zu keiner Schmach geſchätzt werden.» (Man ſieht wohl, daß Damen zu Gerichte ſaßen.) — 5) Ob einer Frau ziemlich ſei, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn der alte verreiſt iſt, und ſie in zwei Jahren weder Brief noch Botſchaft von ihm gehabt hat? — »Mit nichten,» entſchied die Gräfin von Champagne; »denn, daß er weder Boten noch Briefe ſandte, das mag ihm zu großer Weisheit geſchätzt werden; Briefe können verloren gehen, und Boten ſind Fremde, wäre alſo immer das Geheimniß der Minne in Gefahr.» — 6) Ob eine Frau ihren Buhlen ausſchlagen möge, wenn er im Streit ſeiner Glieder eins verloren hätte? — Das Minnegericht, durch den Mund der Fürſtin von Narbonne, ſprach: nein! »denn warum ſollte eine Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern? ſeit doch die Mannheit der Liebe Siegel iſt.» — 7) Ob ein Jüngling oder ein beſtandener Mann mehr und baß zu wählen ſei zu einem Buhlen? — Dieſe kitzliche Frage hat das Minnegericht ſich nicht zu entſcheiden getraut, ſondern ſelbige an die natürlichen Meiſter (Naturhiſtoriker) verwieſen. — 8) Welche Geſchenke ein ehrbares Frauenzimmer von ſeinem Geliebten annehmen dürfe? — Antwort der Gräfin von Champagne: Ein Lieb

mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Spangen von Gold oder Silber, Häftlein, Handschuhe, Aermelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäß, Waschgeschirr, Kandel und Schrein; kurz alles, was den Leib ziert und klein ist, doch daß darin keine Geizigkeit geschehe. Ein Fingerlein (Ring) soll an der denken (linken) Hand, am minnesten (kleinsten) Finger getragen, und der Stein immer einwärts gekehrt werden, weil die denke Hand selten unziemliche Dinge berührt, und weil in dem minnsten Finger Tod und Leben des Menschen sitzt.» — Nach dem Verschwinden der Troubadours und nach Einführung eines ordentlichen Justiz-Sistems geriethen die Minnegerichte in Verfall; doch findet man noch im fünfzehnten Jahrhundert ihre Spuren. Ein merkwürdiges Beispiel einer neuern Cour d'amour hat der Kardinal Richelieu geliefert, als er im Hôtel de Rambouillet von den vornehmsten Damen, unter dem Vorsitz der pfälzischen Prinzessin Marie, nachmaligen Königin von Polen, die Frage entscheiden ließ: »ob ein wahrer Liebhaber mehr mit seinen eigenen Empfindungen oder mit denen, welche er der Geliebten einflößt, beschäftigt sein solle?» — Das bekannte Fräulein Scudery war hierbei General-Advokat.

Vertheidigung der Xantippe.

Seit undenklichen Zeiten haben die Philosophen das Vorrecht ausgeübt, den guten Ruf nach Belieben zu vertheilen, um ihre übrigen Mitmenschen weiß oder schwarz abzumalen, wenn der Vortheil ihrer Philosophie es erheischte, zuweilen auch aus bloßem Eigensinn. So ist auch wohl die arme Gattin des Sokrates zu dem bösen Rufe gekommen, der noch auf ihr haftet. Zwar hat sie schon seit zweitausend dreihundert Jahren diese falsche Welt verlassen; aber um die Ehre eines unschuldig Unterdrückten wieder herzustellen, ist es nie zu spät. Xantippe wird überall als ein Ausbund von bösen Weibern geschildert, ihr Name ist sogar zum Sprichwort geworden; ist das recht? wenn folgende Thatsachen für sie sprechen? *) — Sie war aus einer rechtlichen Familie in Athen, aber arm; Sokrates heirathete sie ohne Mitgabe. Wir wollen die Kalmückennase und die kleinen grauen Augen des Philosophen mit Stillschweigen übergehen, obgleich Plato überhaupt kein reizendes Bild von seiner Gestalt macht. Aber in dem Benehmen der Menschen gibt es charakteristische Züge, die gleichsam ihre moralische Physiognomie bilden; und von dieser wollen wir reden. — Sokrates strich vom Morgen bis an den Abend durch die Straßen, hielt die Vor-

*) Siehe Diogen. Laert. in Socrate.

übergehenden an, und verfolgte die Handwerker bis in ihre Buden, um ihnen zu beweisen, daß — sie nichts wüßten; und wenn sich einer unterstand, daran zu zweifeln, so nannte er ihn einen Dummkopf, focht und demonstrirte auf eine komische Weise mit den Fingern, und in wichtigen Fällen riß er sich auch wohl die Haare aus. — Seine Schüler bewunderten ihn, von den Uebrigen wurde er verachtet und verspottet, auch zuweilen ein wenig mit Füßen getreten; einen solchen ungeschliffenen Menschen verglich er denn ganz gelassen mit einem Esel. — Es ist doch wohl ganz natürlich, daß diese philosophischen Zeitvertreibe der guten Xantippe wenig Spaß machen konnten, und eine Frau, die solch einen Mann hat, darf ja wohl dann und wann üble Laune äußern? Wurde sie zornig, so blickte Sokrates mit Verachtung auf sie herab, ja er reizte sie wohl noch mehr durch Spöttereien. — Xantippe liebte die Pracht eben nicht; aber sie wußte zu leben und sie verlangte, daß man entweder gar keine Gäste bitten, oder sie ordentlich bewirthen sollte. Nichts billiger auf der Welt! Nun lud aber Sokrates eines Tages mehrere angesehene Athenienser zum Essen, und ließ kaum so viel auftragen, als für ein Drittel der Gesellschaft hinreichend war, ja noch obendrein die schlechtesten Speisen. Aber das geht ja nicht an! sagte Xantippe. »Es muß gehen,« antwortete der philosophische Ehemann ganz trocken, »sind die Gäste mäßig, so werden sie genug haben; sind sie unmäßig, so mag ich sie nicht.« — Sehr wohl, hätte sie sagen können, aber warum ladest du sie ein,

ehe du weißt, wie sie gestimmt sind? — Einen kleinen Naturfehler hatte Xantippe freilich: ihre Sprache klang so, als ob man Steine sägt; und darum verglich der galante Herr Gemahl sie mit den Gänsen, und sagte: man ertrage die Gänse, weil sie Eier legten und Junge ausbrüteten; so mache er es auch mit seiner Frau, weil sie ihm Kinder gebäre." — Sehr schmeichelhaft kann es denn doch der guten Frau auch nicht gewesen sein, mit einer Gans verglichen und als ein Hausthier betrachtet zu werden, das nur da sei, um die Familie zu vermehren. Hatte sie gleich keine Aussteuer mitgebracht, so war das doch kein Grund, sie so geringschätzig zu behandeln. — Eines Tages erlaubte sie sich einen kleinen Muthwillen. Als nämlich ihr weiser Gemahl mitten auf der Straße, unter einem Haufen von Philosophen, seine Sentenzen auskramte und sich die Haare ausriß, schlüpfte sie leise herbei und stahl ihm seinen Mantel von der Schulter weg. Ein schreckliches Verbrechen! — Die Zuhörer verlangten mit lautem Geschrei, er solle sie mit der Hand strafen, also vermuthlich ihr eine Ohrfeige geben. Das that der Philosoph nun zwar im Publikum nicht; aber wer weiß, wie oft es zu Hause geschehen ist! — Bekennen Sie, meine Damen, daß der weise Sokrates auch nicht immer ein großer Mann war; aber unsere heutigen Philosophen — ja das sind Männer ohne irgend eine menschliche Schwachheit. Das sokratische Schimpfen ist ihnen ganz fremd; höchstens nennen sie einander todte Hunde. (Siehe Schelling in seinem Journal.)

Das Wochenbett.

In Harlem beſteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau in die Wochen kommt, ſo wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, und alſobald darf weder Häſcher noch Gerichtsdiener, oder wer ſonſt durch ſeine Gegenwart die Frau erſchrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann — wäre er auch nur der präſumtive Vater — darf in den erſten ſechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in ſeinen Commentaren über Boerhaven's Aphorismen, rühmt es ſehr, daß die Republik ſo viele Aufmerkſamkeit für eine Frau beweiſt, welche dem Staate einen Bürger geboren hat.

Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.

(Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum beſſern Verſtändniß der römiſchen Schriftſteller, von C. A. Böttiger.)

Dieſes Buch gehört zu den wenigen, welche von den verſchiedenſten Klaſſen der Leſer mit gleichem Vergnügen geleſen werden. Einem Miniſter, der gerne ſtundenlang in

seinem Vorzimmer warten läßt, möchte ich rathen, zur Unterhaltung seiner Klienten blos einige Exemplare von diesem Buche auf den Tisch legen zu lassen; denn gesetzt, es kommt ein finsterer Gelehrter, oder eine hübsche junge Schauspielerin, ein tiefsinniger Alterthumsforscher, oder ein junges Malergenie u. s. w., so wird es keinem an Unterhaltung fehlen; alle werden mit Vergnügen die stolze Römerin an ihrer Toilette bewundern, sie bis zum Palankin, und gern auch weiter, wenn der Verfasser will, begleiten. Welchen mühsam gesammelten Schatz von antiquarischen Kenntnissen das Buch enthält, und wie oft vielleicht der Verfasser um einer einzigen Zeile willen stundenlange Nachforschungen in hundert Büchern hat anstellen müssen, das kann freilich nur der Gelehrte gehörig würdigen; aber was geht das auch ein gebildetes Frauenzimmer an, welches mehr als Romane liest und den Putztisch, wie das häusliche Leben ihrer Schwestern vor Christi Geburt gern möchte kennen lernen. Hier findet sie, in das Gewand einer einfachen lieblichen Fiction gekleidet, alles beisammen, was aus Dichtern, Geschichtschreibern und aus dem Schooß der Erde seit zweitausend Jahren mühsam hervorgeklaubt worden. Oft würde es ihr vorkommen, als säße sie an ihrer eigenen Toilette; oft aber auch wird sie sich in eine neue fremde Welt versetzt sehen, wird lächeln, schaudern und staunen. Vielleicht läßt auch eine unserer jungen tonangebenden Schönen sich bewegen, den Tutulus der Römerinnen nachzuahmen, welcher eine gar artige geknüpfte Haarschleife auf den Wir-

bel des Kopfes iſt, die ein hübſches Mädchen allerliebſt kleiden muß. Die wenigen Eitlen unter dem ſchönen Geſchlechte laſſen ſich auch wohl den Brotteig gefallen, der, mit Eſelsmilch angefeuchtet, vor Schlafengehen über das Geſicht gelegt wurde, und eine wunderſchöne zarte Haut hervorbrachte. — Das Schnippchenſchlagen wird von uns nur noch gebraucht, um Hunde zu locken; die römiſchen Damen hingegen ertheilten auf dieſe Weiſe ihre Befehle. — Die Schminke mußte, bevor ſie aufgetragen wurde, ein junges geſundes Mädchen mit ihrem Speichel anfeuchten. Damit aber die Gebieterin auch wiſſen konnte, ob die Sklavin wirklich geſund ſei, mußte dieſe vorher auf einen metallenen Spiegel hauchen und ihn der Dame zum Beriechen darbieten. Zum Putzen der falſchen Zähne bedienten ſich die zarten Schönen eines Mittels, das ihnen heut zu Tage wohl nicht leicht Eine nachmachen wird, nämlich des Urins von einem reinen unſchuldigen Knaben. — Die wohlriechenden Salben ſpritzte ein Mädchen, mit einer völlig verloren gegangenen Kunſt, gleich dem feinſten Staubregen, aus ihrem Munde in die Haare der Gebieterin. — Wuſch dieſe ſich die Hände, ſo trocknete ſie wohl dieſelben in den ſchöngeringelten Locken eines blonden Knaben ab. — Neben der Toilette lagen auch wohl, geleſen oder ungeleſen, Menander's Luſtſpiele, oder die Liebeshändel des Anthias und der Habrokome, ein Roman von Xenophon, welcher noch exiſtirt, und vom Baron Locella in Wien herausgegeben worden iſt. Hatte die Dame nicht Luſt zu leſen, ſo ließ ſie

den Favorit-Zwerg kommen; denn dieſe kleinen Unholde waren ſo beliebt, daß man ſogar durch Einpreſſen in eine Art von Futteralen ſie künſtlich zu erſchaffen ſuchte. Der Zwerg wurde von dem Affen abgelöst, der Affe von dem griechiſchen Haus-Philoſophen, dieſer hinwiederum von dem Malteſer-Hündchen oder wohl gar von der Favorit-Schlange! Denn auch mit Schlangen waren die römiſchen Damen vertraut, ließen um den ſchönen Hals ſie ringeln, oder verbargen ſie im Buſen, um der Kühlung willen. — Wollten alle dieſe Mittel die lange Weile nicht vertreiben, ſo gab es noch ein letztes untrügliches: die Blumenhändlerin oder Kranzflechterin wurde hereingelaſſen; ein Kranz, von dem Geliebten überſandt, vertrat die Stelle unſerer Liebesbriefchen, und wurde oft durch einen halbwelken Kranz, den die Schöne, ſelbſt am Abend zuvor getragen, belohnt; zuweilen gelang es der kuppelnden Kranzflechterin wohl gar, die Dame zu einem Stelldichein in dem Tempel der Iſis zu bewegen, deren Prieſterinnen gar gern ſolchen Galanterien Vorſchub thaten. — Blieb aber die Blumenhändlerin aus, und gab das der Dame üble Laune, dann Gnade Gott den armen Sklavinnen! ſie mußten ohnehin mit nacktem Oberleibe bei der Toilette erſcheinen, um ſich, wenn es der Gebieterin beliebte, ſelbſt mit Geißeln, aus Drath geflochten, züchtigen zu laſſen; ja, wenn die Domina eine Ohrfeige geben wollte, ſo mußten ſie noch obendrein die Backen aufblaſen. — Doch ſchon genug, um die Leſerinnen zu reizen, ſich dieſes Buch für

ihre Bibliothek anzuschaffen. Es ist übrigens mit einer Menge von Kupfern verziert, die alles deutlich machen, und wo man auch den Tutulus findet, den ich nochmals meinen schönen Landsmänninnen recht dringend an's Herz, oder vielmehr an den Kopf lege.

Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionnaire neologique*).

Cabale. Sie ist die Beherrscherin der Republiken, die Seele großer Gesellschaften, das Faktotum der Volkswahlen, die Pförtnerin am Glückstempel, et caetera et caetera, und noch einunddreißigtausend fünfhundertundsechzigmal et caetera. — Boileau hat gesagt, und tausend andere vor ihm: das Geld mache Alles in der Welt; aber in Ländern, wo es kein Geld gibt, hat man statt dessen die Kabale. So war es seit Anbeginn der Welt und früher noch.

Es gibt vielerlei Gattungen der Kabale. Wer ein Amt sucht, muß sich den Machthabern empfehlen; um sich ihnen zu empfehlen, muß man sie sehen; sie lassen sich aber

*) Der bei weitem größte Theil dieses Buches interessirt die Deutschen zu wenig; es wird also wohl schwerlich übersetzt werden. Einzelne freie Auszüge, die zugleich die heutigen Sitten von Paris schildern, möchten den Lesern willkommen sein.

nicht sehen, weil sie mit Geschäften überhäuft sind; nur bei Tische haben sie Zeit, ein wenig zu schwatzen; am besten schwatzt es sich aber an einem wohlbesetzten Tische, das versteht sich; man muß sie also zum Essen bitten; siehe da eine Tafel-Kabale. Diese Gattung ist heutzutage sehr in der Mode. Das nüchterne Verdienst bekommt kein Amt. Ein guter Koch ist eine treffliche Empfehlung.

Theater-Kabale — muß jeder dramatische Autor wohl verstehen. Schreibt er keine Rolle für den Liebling des Publikums, oder für diejenige Schauspielerin, die dem Herrn Direkteur am besten gefällt; schmeichelt er nicht allen; weiß er seine Freibillets nicht klug unter die Ton-Angeber zu vertheilen, so darf er keinen günstigen Erfolg hoffen.

Das erbärmlichste Zeug wird gelobt, wenn der Verfasser zu imponiren versteht, oder wenn er der Speichellecker eines andern berühmten Schriftstellers ist. — (Sollte man nicht glauben, wir sprächen von Deutschland, und versteckten uns nur schalkhafterweise hinter den Cousin Jacques? Nein, nein, alles das steht wirklich Seite 362. Er spricht auch noch von einer Weihrauchs-Kabale in den Akademien u. s. w. Da aber unsere deutschen Akademien sich keinen Weihrauch streuen lassen, sondern ihn lieber selber streuen, so brechen wir den Artikel hier ab.)

Cabriolet — ein kleiner leichter Wagen, der, zur größten Pein des armen Fußgängers, der Kreuz und der Quer durch die Straßen hüpft. Schon vor der Revolution

klagt man laut und vergebens über dieſe Kobolde. Ein Ritter des heil. Ludwig wurde einſt in der Straße St. Honoré von einem jungen Herrn im Kabriolet gegen die Mauer gepreßt, weil dieſer, es koſte, was es wolle, ein paar anderen Wagen vorbeifahren wollte; der Ritter zog ſeinen Degen, und ſpießte den übermüthigen Jüngling, wie ein Knabe einen Schmetterling. Oft war ich ſeitdem Zeuge von ſolchen Händeln, die meiſtens blutig abliefen.

Umſonſt hat ſchon Ludwig XV. geſagt: »wär' ich Polizeilieutenant, ich würde die Kabriolets nicht leiden;« — umſonſt hat einſt das Parlament von Metz ſie verboten; vergebens hat man ſich geſchmeichelt, daß die Revolution auch dieſen ſchreienden Mißbrauch bändigen würde. »Der Egoismus der Großen und Reichen, rief man, iſt allein Schuld daran; jetzt aber wird die Menſchlichkeit ſiegen, und man wird das Volk reſpektiren.« — Lieber Gott! wenn nun etwa die Revolution uns nur andere Reiche und andere Große wieder gegeben hätte, die weit übermüthiger ſind, als die vorigen? — Das würde denn wohl beweiſen, daß jene doch nicht eigentlich Schuld an der Revolution waren; denn — warum ertragen wir es jetzt? —

Ich kenne ſanfte liebenswürdige Männer, die mich mit in ihr Kabriolet nahmen, und im geſtreckten Galopp mitten durch das Volk raſ'ten. Ich mochte bitten und flehen, ſie antworteten mir ſtets: es hat nichts zu bedeuten; ich verſtehe zu fahren. Ob es nun aber gleich nichts zu bedeuten hatte, ſo warfen wir doch einmal einen

Greis, und ein andermal eine kleine wandelnde Bude um. Auch soll man mich gewiß nie wieder in ein Kabriolet locken.

Ich habe Andere gesehen, die ihren Schmerz mit dem Schrecken trieben, den sie schwangeren Weibern verursachten. Ja, ihr Ungeheuer, ich hab' es gehört, wie ihr — nachdem ihr ein armes Weib zu Boden geworfen — euch hinterdrein lachend der Geschicklichkeit gerühmt habt, mit der ihr dem erbitterten Volke entwischt seid. Ja! hätte ein edler Mann neben euch gestanden und euch den Dolch in die Brust gestoßen: wie herzlich würde ich ihn bewundert haben!

Es gibt freilich elende Menschen, die sich mitten in die Straßen stellen, mit Fleiß kein Zurufen hören, und sich streifen oder umwerfen lassen, um Geld zu erschnappen; wahr ist es auch, daß die Straßen noch immer, trotz allen Polizei-Verordnungen, mit kleinen Buden vollgepfropft sind, die ein Drittheil des Weges versperren; — aber es ist auch eben so gewiß, daß die Wuth, einander vorbei zu fahren, in wirklichen Parteigeist ausartet; ein jeder will die Afterehre (gloriole) erringen, am schnellsten zu fahren. »Man hat Geschäfte.« — Ihr Henker! haben die Fußgänger denn keine? sollen sie, indem sie mühsam das Nothdürftige suchen, den Tod finden, weil ihr, die ihr mehr als das Nothdürftige besitzt, bequem nach Ueberfluß jagt? — Gibt es denn keine Mittel gegen diesen Unfug? — Würde es nur den Kabriolets unmöglich gemacht, der Mauer zu nahe zu kommen! — »Aber dann würden wir fünf Minu-

ten länger zubringen." — Ei das große Unglück! Fahrt fünf Minuten früher aus; ſchlaft nicht ſo lange; frühſtückt ſchneller; opfert etwas von eurem Vergnügen; bedenkt, daß man ohne Aufopferung weder Menſch noch Bürger iſt; läßt das Volk auch für etwas gelten, ſo wird es die Reichen lieb gewinnen. Zu allen Zeiten waren die Fußgänger ein ſehr reſpektabler Theil der Einwohner, und oft findet man unter ihnen Tugend, Verſtand, auch wohl Geburt.

Im ſechſten Jahr der Republik wurde befohlen, daß kein Kabriolet ohne Laternen, und kein Pferd davor ohne Glocke ſich betreffen laſſen ſolle. Aber was kann das helfen? ſind meine Rippen weniger zerbrochen, wenn ich ſie bei Licht und Glockenklang gebrochen habe? — Unter allen Verordnungen gegen die Kabriolets iſt der Befehl, ſie zu numeriren, bis jetzt das einzige vernünftige Mittel, aber bei weitem noch nicht zureichend.

Cadeau (Geſchenk.) Das Geſchenk, welches uns die Herren Revolutionsmänner mit der ſogenannten Souverainität des Volkes, der ſogenannten allgemeinen Wohlfahrt und dergleichen gemacht haben, erinnert mich ſtets an jenen Charlatan, der in einer armſeligen kleinen Stadt bei Trompetenſchall bekannt machen ließ, er ſei ausdrücklich gekommen, um jedem Einwohner einen Thaler zu ſchenken. Alles ſtrömte herbei. »Meine Herren,« ſagte der Wundermann, indem er auf eine Menge gefüllter Arzenei-Gläſer deutete, »jedes Glas

von dieſer köſtlichen Wundereſſenz koſtet mir auf Ehre ſelbſt einen Thaler und zwei gute Groſchen. Ich überlaſſe es Ihnen für zwei Groſchen, und ſchenke alſo jedem einen Thaler.“

Caffee, ein Lebensbedürfniß. Was man in Paris das Volk nennt, trinkt des Morgens Kaffee mit Milch. Ein Hallenweib, eine Lumpentrödlerin muß ihren Kaffee haben. Unſere vormaligen Patrioten, welche ſpartaniſche Mäßigkeit predigten, hatten oft in demſelben Augenblicke, wo ſie gegen den Kaffee deklamirten, geſtohlenen Kaffee in der Taſche, den ſie in der Wohnung eines Proſcribirten ſich zugeeignet hatten. Nie haben jene Heuchler ein Wort von dem gedacht, was ſie ſagten, und nie ein Wort von dem geſagt, was ſie dachten. — Voltaire trank entſetzlich viel Kaffee, und wurde dennoch vierundachtzig Jahre alt. Man kennt die artige Antwort, die er einem Freunde gab, der ihm demonſtrirte, der Kaffee ſei ein langſames Gift. Langſam muß es allerdings ſein, verſetzte Voltaire, denn ich ſchlürfe es nun ſchon ſeit fünfundſiebzig Jahren. — In Flandern und im ganzen nördlichen Frankreich trinkt man täglich wohl bis zehn Taſſen Kaffee, nur ſchwächer als wir. — Ein Arzt in Montpellier behauptet, (und die Erfahrung lehrt, daß er Recht hat): man müſſe den Kaffee nicht zu viel brennen, wenn er geſund ſein ſolle. Wer ihn nur lichtbraun brennt, dem bekommt er gewiß.

Caffeehaus. Ein Haus, wo man Kaffee, Liqueur,

Punſch, Limonade, auch oft gar nichts trinkt, ſondern nur hinkommt, um neue Geſichter zu ſehen, Neuigkeiten zu erfahren, Zeitungen zu leſen und die Zeit zu tödten. — Sonderbar, daß man dieſe Oerter noch Kaffeehäuſer nennt, da Kaffee doch gerade dasjenige Getränk iſt, welches man dort am wenigſten zu ſich nimmt. Noch ſonderbarer, daß die Kaffeewirthe ſich Limonadiers nennen, da ſie doch faſt gar keine Limonade verkaufen.

Es gibt eine unendliche Menge Kaffeehäuſer in Paris; man findet dort in bunter Miſchung Tugend und Laſter, Klugheit und Dummheit, Unart und Liebenswürdigkeit, raſende Jakobiner und ausgelaſſene Ariſtokraten. Ehemals gingen keine Frauenzimmer auf Kaffeehäuſer, heut zu Tage geſchieht es, doch ſelten ohne Begleiter, es wäre denn, daß ihr Alter, oder eine heldenmüthige Verachtung aller Vorurtheile ſie vor übler Nachrede ſchützte.

Die meiſten Limonadieren von Paris ſitzen immer niedlich geputzt an ihrem Zahltiſch. Viele unter ihnen ſind ſehr gebildet, und ahmen den guten Ton nach. Viele ſind auch ſehr hübſch; ſie erheben dadurch ihr Kaffeehaus zum Tempel, ihren Zahltiſch zum Altar, und jeder Eintretende begrüßt freundlich das niedliche Götzenbild. — Im Allgemeinen ſind die Kaffeewirthe keine Revolutionsmänner. Sehr natürlich! Mußten ſie nicht die einträglichſten Geſellſchaften verſchwinden ſehen? und litten ſie nicht täglich durch die niederträchtige Spionirung?

Es gibt Kaffeehäuſer, die nur von alten gewöhnlichen

Gästen besucht werden. Sie kennen sich unter einander seit langer Zeit, sie sind sicher von ihren wechselseitigen Grundsätzen. Auch schweigen sie alle mäuschenstill, sobald ein Fremder hereintritt, der ihnen verdächtig ist.

Die Kaffeehäuser von Paris sind nicht schön. Man sucht jetzt vergebens darin die vormalige edle und reiche Verzierung. Papiertapeten, und nichts als Papiertapeten! Es gab eine Zeit, wo sie genöthigt waren, mit Büsten von Marat und le Pelletier, einer dreifarbigen Fahne, einem Sprüchlein zu Ehren von Jean de Bry u. dgl. m. zu paradiren. Der achtzehnte Brümaire hat die Ställe des Augias gereinigt. — Auch die Theater haben ihre besondern Kaffeehäuser; aber dort darf man den guten Ton nicht suchen. — Das Kaffeehaus de Procope war vormals berühmt. Dort versammelten sich die größten dramatischen Dichter. Dort ward entschieden, ob ein neues Stück gefallen solle, oder nicht, oft ehe man es gelesen hatte. Wer die Mitglieder des Kaffee-Prokope sich nicht geneigt machen konnte, der war, trotz allen Talenten, verloren! — Es ist der abscheulichste Despotismus, wenn eine literarische Gesellschaft sich die Rechte des Publikums anmaßt.

Cailhava, ein siebzigjähriger dramatischer Dichter, der, verfolgt und mit Ehre, seine Bahn durchlaufen hat. Die Natur selbst scheint ihn zum Schauspieldichter berufen zu haben; aber, da die Kunst nicht immer eine Freundin der Natur ist, so haben die Kunstmänner alles Mögliche gethan, ihm seinen Beruf zu verleiden. Indessen hat

ihn der Himmel mit stets heiterer Laune begabt, und alle Verfolgungen, deren Schlachtopfer er oft gewesen, haben ihm diese nicht geraubt. Er hat eine Menge Lustspiele geschrieben, die man zum Theil erst nach seinem Tode schätzen wird; denn das unverzeihlichste Unrecht eines beliebten Schriftstellers ist — daß er lebt. Man muß in seinen eigenen Werken nachlesen, um sich einen Begriff von allen den Sottisen und Schurkereien zu machen, durch die man ihn geneckt und gekränkt hat. Endlich, in seinen alten Tagen, scheint man ihn in Ruhe zu lassen; ein Vortheil, den ein Mann von Talent sich selten versprechen darf. — Sein Cabriolet volant wurde einst auf dem Theatre des Italiens durch Carlin achtzigmal hintereinander gespielt. — Seine englischen Journalisten, die, nach mancher überwundener Kabale, auf dem Theatre français gegeben wurden, stellen ein lebhaftes Gemälde der kleinlichen Leidenschaften und neidischen Neckereien dar, welche die Literatur entehren. — Cailhava ist jetzt Mitglied des National-Instituts.

Jean Calas, ein Greis, den das Parlament von Toulouse ermordete, und dessen Andenken durch den Edelmuth Voltaire's von der Schmach gerettet wurde. — Laßt uns aufrichtig sprechen: mischte sich in jenen Enthusiasmus der Franzosen nicht ein wenig Reiz der Neuheit? Alles, was man damals für Calas that und sprach, würde der schönste Lobspruch des menschlichen Herzens sein, hätte man nicht zur nämlichen Zeit hunderttausend andere Un-

glückliche vergessen, die eben so unschuldig litten, als jener. — Kaum ist die Revolution ausgebrochen, so hört man nur den Namen Calas! Zwei Schauspieldichter lassen zwei lange gräßliche Dramen aufführen, welche wirken, weil Calas ihr Gegenstand ist. Pujoulx gab 1791 bei den Italienern die Witwe Calas in Paris. Auf den Boulevards-Theatern sind neun bis zehn Calas erschienen, nicht, um Mitleid zu erregen, sondern, um durch ein Modespektakel Geld zu gewinnen; denn bald nachher predigten die Jakobiner in den nämlichen Sälen. Man trug in Paris Hauben und Bänder à la Calas, man wußte selbst nicht warum.

Ein peinlich Angeklagter, Namens Calas, tritt vor eine Revolutions-Kommission in Lyon. »Bist du,« fragt der Richter, »verwandt mit jenem Calas, den das Parlament rädern ließ?« — Ja. — »So sei frei! dein Name rettet dich!« — Mein Gott, wenn ein bloßer Name dazu hinreichte, muß man nicht glauben, daß die meisten Verurtheilten kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie keinen Modenamen führten? Der wüthendste Aristokrat, hätte er nur Marat geheißen, wäre damals frei gesprochen worden.

Wie man in großen Städten nach der neueſten Mode in's Theater geht.

Wenn das Schauſpiel etwa um halb ſechs Uhr ſeinen Anfang nimmt, ſo laſſe man den Kutſcher um drei Viertel auf ſechs Uhr vorfahren. Hiedurch gewinnt man mehrere Vortheile. Erſtens hört man die Expoſition des Stückes nicht, die gewöhnlich langweilig iſt. Zweitens bekommt man dadurch Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn zu üben, indem man die Verwicklung der Fabel zu errathen ſucht, ohne den Anfang zu wiſſen. Sollte das aber auch nicht gelingen, ſo lernt man doch drittens dadurch von einem Stücke urtheilen, welches man gar nicht kennt; und das iſt ein nicht kleiner Vortheil, weil dieſe Kunſt eine ſehr gangbare Mode iſt.

Bei der Ankunft vor der Loge ermahne man den Logenſchließer, daß er mit den Schlüſſeln nicht zu leiſe verfahre, damit das Publikum der hereintretenden Perſon die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenke. Auch will die Mode, daß man noch draußen vor der Loge ein ſehr lautes Geſpräch halte, oder, wenn man Stiefeln trägt, die Abſätze brav hören laſſe.

Hat man nun endlich den beſtimmten Platz, verſteht ſich mit einigem Geräuſch, occupirt, ſo lauſche man auf die Aeußerungen des Publikums im Parterre und in den benachbarten Logen. Rufen ſie St! St! und ſchneiden ſie ver-

drießliche Geſichter, weil ſie geſtört werden, ſo hat man es ganz recht gemacht. Bleibt aber alles ſtill, ſo iſt man nicht bemerkt worden, und muß ein ander Mal beſſer lärmen.

Nun ziehe man den Operngucker hervor, muſtere zuerſt die nächſten Damen, dann das Parterre, und endlich, wenn noch Zeit übrig iſt, laſſe man ſeine Blicke auch auf die Bühne fallen. — Wenn man hinlänglich bemerkt hat, wie die Schauſpielerinnen angezogen ſind, ſo leihe man auch dem, was ſie ſagen, ein geneigtes Ohr. Doch da es eine Hauptregel und unvergängliche Mode in der guten Geſellſchaft iſt, daß nichts erſchöpft werde, ſo hüte man ſich ja, die Aufmerkſamkeit zu erſchöpfen. Man erhole ſich dann und wann durch ein intereſſantes Geſpräch mit der Nachbarin; oder man laſſe die Augen im Saal umher promeniren; oder man genieße à la glace, Aepfel und Kuchen, wobei der Marqueur anzuweiſen iſt, daß er mit den Theelöffeln gehörig klappere.

Hat man bis hieher die Regeln des guten Tons befolgt, ſo iſt das Uebrige leicht. Bei dem Stücke ſelbſt nämlich hat man blos darauf zu ſehen, von wem es iſt. — Heißt der Name des Verfaſſers Schlegel oder Göthe, ſo zolle man unbedingte Bewunderung, und halte jedes Mal die Hand vor, wenn man gähnen muß. Heißt er Schiller, ſo lobe man zwar auch; aber mit Einſchränkung, wovon man jedoch keinen Grund anzugeben braucht. Heißt er Iffland, ſo befleißige man ſich einer vornehmen Miene, und ſage, man könne ſich nicht für Familien-Verhältniſſe eines Kauf-

manns oder Hofraths interessiren. Heißt er Kotzebue, so lobe man einzelne Scenen, erwähne aber spöttisch der sogenannten Theater-Coups, von welchen man keine Definition zu geben braucht. Man darf ihm auch die Kunst, das Herz zu rühren, zugestehen, muß aber immer hinzufügen: Rührung sei nicht der Zweck des Schönen. Heißt endlich der Verfasser Collin, so klage man über Frost, und wickle sich, wenn es kalt ist, stumm in den Pelz.

Das ungefähr sind die Hauptregeln, die jedem, der nach der neuesten Mode in's Theater gehen will, zu wissen nöthig sind. Ist einer in zweifelhaften Fällen seiner Sache nicht gewiß, so war er freilich noch vor Kurzem besser daran, als jetzt; denn er durfte nur das Archiv der Zeit, oder den Kynosarges lesen, um im nagelneuesten Jargon über jedes Stück frischweg abzusprechen; seitdem aber diese beiden Journale zu Grabe gegangen sind, hat man auf andere Mittel denken müssen. Durch ein wenig Uebung nämlich wird man sich leicht die Fertigkeit erwerben, sechs oder acht Kunstjünger zu bemerken, die im Parterre aus allen Kräften zischen, so oft etwa das gerührte oder entzückte Publikum klatschen will; sie gehen auch wohl, wenn das Haus nicht gar zu voll ist, umher, und lassen ihre Samenkörnlein hie und da fallen. Auf diese gebe man wohl Acht; ihr Urtheil ist keinem Irrthum unterworfen, sie richten ohne Ansehen der Person, und sind so schlau, daß sie schon wissen, ob das Stück gut oder schlecht ist, ehe sie es noch

geſehen haben. Ueberhaupt rathen wir jedem (die ſeltenen Fälle ausgenommen, wo einer etwa ſelbſt denken will), kein Stück eher zu loben oder zu tadeln, als bis er weiß, was die Wortführer des Publikums davon ſagen. Dabei wagt er am wenigſten, und verletzt auch ſeine Bequemlichkeit nicht. Es fließt hieraus zum Schluß noch eine Hauptregel: „man gebe ſich nie der Täuſchung ganz hin, und vergeſſe nie, daß man vor einer Bühne ſteht. Man bleibe daher ſo kalt wie möglich, zergliedere jede Empfindung, ſchäme ſich des Lachens wie des Weinens, und lobe nie, ohne auf der Stelle einen Tadel hinzuzufügen; denn ſonſt möchte die Welt denken, man verſtehe das Ding nicht recht.“ — Hat man dieſe und alle obige Regeln treulich befolgt, ſo darf man kühn ſeinen Platz unter den modiſchſten Kennern der dramatiſchen Kunſt behaupten.

Die Kunſt, die Weiber treu zu machen.

Unter dieſem Titel erſchien im Jahre 1717 zu Paris ein Buch, das man beim erſten Aufſchlagen für eine ſcherzhafte Neckerei halten möchte; aber der Verfaſſer hat die Sache in der That mit der größten Ernſthaftigkeit behandelt. Freilich ſind ſeitdem beinahe hundert Jahre verfloſſen, und ſeine Rezepte haben, ſo viel man weiß, noch nichts geholfen; aber es iſt die Frage: ob die vorgeſchlagenen

Mittel bei den Weibern nichts gewirket haben; oder ob sie von den Männern nicht gehörig administrirt worden sind.

Was müssen denn also die Männer thun, um, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Vergifter der Quelle ihrer Zufriedenheit (nämlich die Liebhaber) zu entfernen?

Erstens sollen sie nur Gattinnen von wahrhaft christlichen Eltern wählen, weder schön noch häßlich, weder prüde noch kokett; keine Gelehrte, keine Spielerin. Die Frau soll von geringerem, oder doch nur gleichem Stande sein. Wähle dir, sagt der Verfasser, einen Freund von höherer Geburt, eine Gattin von niedrigerer als die deinige; sonst vermählst du dich einem Herrn. — Gib deinem Weibe stets das Beispiel guter Sitten; forderst du Treue von ihr, so sei selbst treu. — Sage nie Zweideutigkeiten in ihrer Gegenwart, sei nie wollüstig im Gespräch. — Deine Laune bleibe sich gleich, wie vor so nach der Hochzeit. — Sei immer reinlich; übertreibe diese Tugend allenfalls ein wenig. — Gewöhne sie nicht an allzu feine Aufmerksamkeiten; sie fordert sonst bald deine Güte als Pflicht. — Ueberrede sie, daß alle Liebhaber flatterhaft und indiskret sind. (Ja, wenn sich so etwas nur überreden ließe!) — Mache ihr weiß, die galanten Frauen, deren Intriguen die ganze Welt kennt, würden unschuldig verleumdet; dann verliert sie die Lust, es solchen nachzuthun. — Rühme ihr oft die Weisheit der Gesetzgeber, welche treulose Weiber hart bestrafen. — Habe

unbeſtechliche Bedienten, die nur deinem Intereſſe ergeben ſind. (Wie bekommt man die?) — Kaffeeſchweſtern und Witwen laß nicht in dein Haus kommen. Die Witwen ſind zu unterrichtet, dringen ſich gern zu Vertrauten auf, und löſen zuweilen der Gattin Räthſel, die beſſer ungelöſt bleiben.

Man muß bekennen, daß dieſe Lehren manches ſehr Gute und Brauchbare enthalten; das meiſte gilt aber eben ſowohl von der Frau gegen den Mann, als von dem Manne gegen die Frau. Eine Gattin, die immer gleicher Laune, immer reinlich iſt, und eine gewiſſe zarte Anſtändigkeit, trotz dem genaueſten Umgange, nie verletzt, kann wohl ziemlich ſicher auf die Treue ihres Mannes rechnen.

Was ſoll denn aber nun geſchehen, wenn jene Regeln alle befolgt wurden, und die Frau dennoch ſtrauchelt? — Antwort: Anfangs mache man ihr ſanfte Vorſtellungen. Helfen die nicht, ſo reiche man ihr nur die Lebensnothdurft, verſage ihr jedes Vergnügen, und beſonders den Putz. Dann drohe man, und endlich ſperre man ſie ein. Verharret ſie, Trotz alle dem, ſo iſt ſie, ſagt der Verfaſſer, ein eingefleiſchter Teufel; ſie iſt nicht werth, daß man ſich ihretwegen betrübe, man jage ſie fort.

Ehe es aber zu ſolchen Extremitäten kommt, kann man noch eine kleine Kriegsliſt anwenden, die wirklich nicht übel ausgedacht iſt. Der Mann ſuche insgeheim, und ohne daß es merklich wird, zu erfahren, was etwa ſeine Frau in die-

ſer oder jener Geſellſchaft, in welcher ſie ſich ohne ihn befand, gethan und geſprochen; dann erzähle er ſeiner Frau am andern Morgen mit lachendem Munde, daß ſie die Gewohnheit habe, im Schlaf zu reden, und zum Beweiſe wiederhole er die geſtern geſprochenen Worte. Wenn dieſe Liſt einige Male mit Glück angewendet wird, ſo wird die Frau ſehr bald überzeugt werden, ſie rede wirklich im Schlafe; und iſt ſie nur davon erſt einmal überzeugt, ſo wird ſie, aus Furcht, ſich ſelbſt zu verrathen, manches unterlaſſen.

Das ungefähr iſt der Inhalt jenes ſeltſamen Büchleins, welches mehrere Auflagen erlebt und nichts gewirkt hat. Hin und wieder iſt es mit artigen Anekdoten durchwebt, wovon wir ſchließlich hier eine zum Beſten geben.

Am Theetiſch einer Marquiſe rühmte man die Thaten des Marſchalls von Sachſen. »Nun ja,« ſagte die muntere und ſchöne Wirthin, »er hat die Feinde des Staats beſiegt, konnte aber ſeine Leidenſchaften nicht überwinden. Er hat Schlachten gewonnen; ich habe mehr gethan: denn ich liebte ihn, und habe ihm widerſtanden. Er hat nur unſere Provinzen vertheidigt, ich aber meine Tugend.« — Uns dünkt, ſie hatte Recht.

Akroſtichon.

Es iſt ein Akroſtichon auf Bonaparte erſchienen, das heißt: Verſe von ſo vielen Zeilen, als ſein Name Buchſta-

ben hat, und jede Zeile fängt ſich mit Einem dieſer Buchſtaben an, ſo, daß am Ende der ganze Name auf dem linken Flügel ſteht. In der erſten Zeile wird er mit Brutus verglichen, der das Joch der Könige abſchüttelte; in der zweiten mit Octavius, der den Janustempel ſchloß; in der dritten mit Numa, der die Religion auf Politik gründete; in der vierten mit Annibal, der neue Pfade bahnte; in der fünften mit Perikles, der über die Marats von Athen triumphirte; in der ſechſten mit dem tapfern Alexander; in der ſiebenten mit Romulus, der den Grund zu der Römer Größe legte; in der achten mit Titus, und da für die neunte Zeile noch ein E übrig iſt, ſo wird es zu einem Und benutzt (Et). Alles das iſt jetzt vereinigt in einem einzigen Helden. — Schade, daß der Name Bonaparte nicht noch ein Dutzend Buchſtaben mehr enthält! wir hätten ſonſt gewiß noch ein Dutzend Helden des Alterthums vorüberziehen und ſich demüthig verbeugen ſehen.

Warnungstafel.

Mit großen Buchſtaben werde darauf geſchrieben

Lacrimas.

Ein Schauſpiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. Dieſer Herr Schlegel hat wohl zuweilen geſehen, daß man den kleinen Kindern bunte Nürnberger Bilderchen

gibt, und ihnen weis macht, es wären Gemälde. Da er nun bekanntlich das ganze Publikum für kleine Kinder, und ſich allein für den Präceptor hält, ſo wirft er hier ein ſolches Bildchen unter ſie, und ſagt in einem Sonnet: es wolle ihm gemuthen, daß ſeines Freundes Dichtung gleich einer Ananas ſei. In unſerm Himmelsſtrich wächſt die Ananas — wir wiſſen wo und worauf; und in dieſer Rückſicht gleicht die Schlegel'ſche Ananas allerdings der echten. Der Verfaſſer des Lacrimas verdient jedoch blos Mitleid, weil er wirklich unter diejenigen gehört, welche von den Geſetzen für personas miserabiles erklärt, und der Vormundſchaft empfohlen werden; aber Herr Schlegel, der, blos um ſich einen Spaß zu machen, das Publikum ſo verhöhnt, der verdient Züchtigung: denn es iſt geradezu unmöglich, daß ein Mann von Herrn Schlegel's Geiſt im Ernſt etwas ganz Verrücktes loben und anpreiſen könne. — Da kein vernünftiger Menſch dieſen ſchön gedruckten Lacrimas durchleſen wird, der Verfaſſer aber nun einmal, zum Beſten des Publikums, den bittern Kelch geleert hat, ſo will er den Leſer mit kurzen Worten in den Stand ſetzen, zu beurtheilen, wie die Schlegel'ſche Ananas riecht und ſchmeckt. — Man beliebe ſich zuerſt mit ihm in einen Garten bei Mallaga zu verſetzen. Ismene, ein liebeſieches Mädchen, ſpazirt am Meeresufer, ſieht auf den Wellen Levkojen und Jasmin blühen, und der Meerſchaum kommt ihr vor, wie Hyazinthen und Roſen. Die See iſt alſo ein Garten.

Aber gleich darauf fällt es ihr ein, daß die See eigentlich eine Straße iſt, auf der ſie zu ihrem geliebten Lacrimas kommen möchte. Doch der Wellen Blumenhülle trügt; die Fluten ernten Thränen von ihr, und nun iſt die See auf einmal eine Laute (ein muſikaliſches Inſtrument). Man ſieht aus dieſem erhabenen Unſinn, daß es der guten Ismene gegangen iſt, wie der armen Gräfin Orſina. Lacrimas hat ſie verlaſſen. — Florio kommt, ihr Vetter, aber eigentlich nicht ihr Vetter, ſondern nur ein angenommener Sohn ihres Oheims. Der erinnert ſich eines ganz beſondern Knabenſpiels, welches er oft getrieben hat; erſprach und ſpielte nämlich mit Sonnenſtrahlen (vermuthlich hat des Verfaſſers Kopf dasſelbe Spiel etwas zu keck getrieben) und darum ſehnt er ſich nach dem Vaterlande. Er hat ein Schiff im Hafen geſehen, deſſen blühende Gewande (die Segel) am Maſte gehangen haben, wie am Nacken der Schönſten aus dem Morgenlande. Schwerlich wird die Schönſte aus dem Morgenlande es ihm Dank wiſſen, daß er ihren Nacken mit einem Maſtbaum vergleicht. Florio möchte gar gern nach Afrika zurück, weil er dort ein Mädchen kannte, die ein blühender Mond iſt; aber er fürchtet ſich nur, ſeinen Pflegevater Antonio zu betrüben. — Maria, Ismenens Mutter, wünſcht zu wiſſen, was dem Mädchen fehlt, erfährt aber nichts. — Jetzt zeigt der Schauplatz den Hafen zu Mallaga, Lacrimas erſcheint und ſagt:

Mein Auge träumt, es habe ſich gepflücket:
Auf ſüßer Flur, die ihre Wimpern ſchließen,
Ein keimend Aug', aus dem ihr Bild wird ſprießen.

Aus Sehnſucht nach Ismenen iſt er zurückgekommen. Diarmandas, ſein Gefährte, kommt mit einer Sklavin Delphine, die ſchön ſingt, und die er dem Sultan beſtimmt hat. Er ladet Lacrimas zur Ruhe in eine nahe Burg, und hofft auch, daß die trauernde Delphine ſich dort erholen werde. Er ſagt:

Der Wangen rother Duft will ſchwinden,
Sie ſenkt den weißen vollen Hals;
Und ſollte nicht, ſtatt des Verfalls, (wie poetiſch)!
Ihr Reiz dort neue Nahrung finden?

Jetzt wieder Ismenens Garten, wo ſie herumgeht und der Wolken Sehnſuchtklänge ſieht! Die See, die ihr Anfangs ein Garten, eine Straße und eine Laute war, iſt nun eine Brücke geworden. — Lacrimas, der Erſehnte, Erſeufzte, kommt, und die Liebende empfängt ihn mit dieſen feurigen Worten:

O Lacrimas! darfſt du auf's neu hier ſteh'n?

Er verſetzt: der Schmerzen Heer hab' ihn in ſtarken Maſſen umgeben; ſie bleibt ihm nichts ſchuldig, und hat den Harm in Klageliedern grünen laſſen. Sie kann nirgends bleiben, wo ihre Augen nicht bei den ſeinigen gaſten (zu Gaſte gehen). Er bittet, die Seele ſeiner Lippen zu dem Mahle der ihrigen gehen zu laſſen, und küßt ſie. Die Eltern kommen und ſind in nicht

schwachem Grade erfreut. Lacrimas verspricht, sich in ihrer Nähe anzukaufen. Ismene wird ihm verlobt; er bleibt aber dennoch schwermüthig. — Hierauf Florio allein. Er sagt, er sei ein Quell von Steinen umschlossen, er habe in der Ferne einen schönen unsichtbaren Mund aufblühen hören! (Er hörte nämlich Delphinen singen.) Die Töne sind auf ihn, den Quell in Klippen, gefallen, da sind die Felsenbande geflohen; der süße Ton drehte sich in ihm wie Räder in den Flüssen, und seine Sehnsucht wand sich um die Schaufeln*). — Jetzt befinden wir uns vor dem Schloße Sandolos. Delphine singt auf dem Balkon; Florio hört ihr zu; sie merkt endlich, daß es sich unten regt, wie eine Schar Rosen. Auch er singt. Sie ist bewegt, versichert aber, daß ihr Herz schon versagt sei. — Im zweiten Akt schlummert Ismene im Garten; die Mutter will sie nicht stören, weil ihr Schlaf erst in seiner Jugend ist. Sie spielt ganz unausstehlich mit den Worten Leben und Blumen. Lacrimas kommt und macht es ihr nach, mit den Worten: Frevel und Friede; und — gleich, als hätten sich alle Drei das Wort gegeben — erwacht Ismene, und thut das nämliche mit den Worten: Eltern und Liebe. Man muß diese sublim unsinnigen Stellen selbst nachlesen; sie sind

*) Da es dem Leser vorkommen möchte, als sei es gar nicht möglich, so viel Unsinn in einer einzigen Ananas zusammen zu pfropfen, so versichert der Verfasser ein- für allemal, daß er gewissenhaft und wörtlich citirt.

zu lang, um ausgezogen zu werden. Sie bittet endlich Lacrimas, er ſoll ſich ihr entgegenranken. Er thut es, iſt aber traurig. Sie will mit ihm zur Flur der Wehmuth eilen, und umarmt ihn, ſo, daß ihre Locken ihn umgeben. — Vor dem Schloſſe Sandolos erfährt jetzt Florio von dem Schiffer Gualib, daß ſein Herr Delphinen von einem afrikaniſchen Schiffe gekauft hat. Weiter weiß er nichts von ihr. Delphine kommt ſelbſt, und es wird erſtaunlich viel von Blumen geſchwatzt. — Von da wandeln wir wieder zu Ismenens Garten, wo Lacrimas ſeiner jungen Frau endlich die Urſache ſeiner Schwermuth entdeckt. Er iſt nämlich ein Afrikaner, ein Heide; er hat ſie betrogen, und muß zurück. Sie klagt: kaum habe ſie ſeine Liebe endlich gekoſtet, ſo wolle die ſelige Flut ſie ſchon verlaſſen. Ihre Liebe laſſe ſich aber nicht verwüſten, ihre Arme nennen ihn wieder den ihrigen, ſie thut ihm den Buſen willig offen, und will mit ihm ziehen. Darauf wünſcht der wackere Heide, daß Chriſtus dem Verein ſeinen Segen geben möge. Man erfährt übrigens aus dieſer Scene, daß zwei Sultane in Afrika Feinde waren; der treue Vezier Zumrud verſöhnte ſie durch ihre Kinder, Amigad, den Sohn des einen, und Dilnua, die Tochter des andern. Ein feindlicher Ueberfall nöthigt den Vezier, die Kinder auf ein Schiff zu ſenden; und, als die Gefahr vorüber iſt — ſind ſie fort mitſammt dem Schiffe.

Lacrimas, der eigentlich Abdelaſis heißt und für des

Veziers Sohn gilt, wird vom Vater geſchickt, die Verlornen zu ſuchen. Statt ihrer fand er Ismenen, konnte zwar nicht lange bei ihr verweilen, kam jedoch durch Liſt bald zurück. Nun hat er aber kein Geld mehr, und es iſt nothwendig, Rekruten aus Afrika zu holen, um das gekaufte Schloß damit zu bezahlen. — Wir werden an den Hafen verſetzt, ſehen Delphinen und das Gepäck wieder einſchiffen, und auch Florio überredet den Schiffer, ihn, als Morgenländer verkleidet, mitzunehmen. — Der dritte Akt ſpielt in Afrika. Der Vezier, oder jetzt Baſſa, Zumrud, empfängt ſeinen Sohn und deſſen Gefährten, die zwar die Verlornen nicht gefunden haben, doch ſtatt deren eine reizende Sklavin (Delphinen) für den Sultan mitbringen. Bleib mit dergleichen Troſt zurück, ſagt Zumrud, der mir gar wenig dienen mag. Es wird aber doch beſchloſſen, zum Sultan zu reiſen. — Ismene, jetzt Gulendam, luſtwandelt mit Lacrimas in den Gärten des Baſſa, und er verſichert ſie, daß er um ihretwillen zu Thränen geworden (ein elendes Wortſpiel mit Lacrima). — Ihr fehlt nichts als ein Kreuz, an welchem ſie beten könne. Das verſpricht er ihr. — Florio zeigt ſich als Sklav und Gärtner. Dann erfährt man von Zumrud, daß er in Delphinen die verlorne Dilnua ahnet. Hirten bewahrten einſt Dilnua; Beduinen raubten ſie, und verkauften ſie an Korſaren, folglich u. ſ. w. Um auch noch den verlornen Amigad zu finden, will Zumrud nun ſelber fort, und Lacrimas ſoll indeſſen an ſeiner Statt herrſchen. — Florio hat erfahren,

daß Delphine nach der Reſidenz des Sultans gebracht worden, und beſchließt auch dahin zu entfliehen. — In dieſe Reſidenz werden wir nun verſetzt. Delphine zeigt ſich auf dem Balkon, und will hinaus, den Frühling zu bewillkommen. Hiezu will ſie ſich folgendergeſtalt kleiden (hier können die Damen Geſchmack lernen!): Um das Haar, und wohl zu merken, um das Haupthaar (ſie beſtimmt es ausdrücklich), will ſie einen himmelblauen Sammt winden, einen Florſchleier mit Silber durchwirkt, eine goldene Blume in die Binde geſteckt, die Wimpern will ſie roth färben, den Buſen ſoll nur ein leichter dünner Schleier bedecken, der Gürtel wird grün gewählt, die Beinkleider von roſenrothem Atlas; dann will ſie noch Juwelen um die Knöchel ſchlingen, und ſo herausſtaffirt den Gebieter begrüßen. — In einem öffentlichen Garten, in der Reſidenz des Sultans, feiern die Leute das Haraphat-Feſt. Florio iſt da als Blumenverkäufer, der Vezier, verkleidet, und Temim, ein Greis. Dem letztern gibt Florio ſeine Früchte gratis: und weil du willſt ſo artig denken, ſagt Temim, ſie ohne Zahlung mir zu ſchenken u. ſ. w., ſo will er auch der Vertraute ſeiner Liebe werden. Da er erfährt, daß die Geliebte eine Dame aus dem Palaſte iſt, den er gerade mit behütet, ſo beſtellt er ihn in das Wäldchen, um mit dem Beil Gänge hineinzuſchlagen. Dort ſieht ihn nun Delphine, und findet ihn trotz ihrer ältern Liebe, ſo reizend, daß ſie gleich nach beiden Jünglin-

gen Geiz fühlt. Er hat eben eine Cipresse umgehauen, und sie ergetzt sich daran, wie die sterbende Cipresse ihre sinkende Krone noch einmal an seiner Wangen Blumenbeete lehnt (wie stark muß dieser Florio sein, wenn er eine ganze Cipresse mit der Backe stemmt;) auch gewinnt sogar das Beil in seiner Rechten hohe Schönheit. — Sie nähert sich ihm, Blumen begießend; und o! welch Wunder! indem sie das Wasser ausgießt, wird er gewahr, daß ihre Augen einen Regenbogen hineinmalen. Er redet sie im gewöhnlichen Stil an. Sie entflieht zwar, ist aber entschlossen, die Seinige zu werden, wenn er den Lockungen ihrer Vertrauten, die sie dazu instruirt, zu widerstehen vermag. — Wir fliegen wieder hinüber zu Ismenen, die Heimweh hat, und sich wundert, daß der Wurm der Zeit die Lust der Seele so stechen kann. Sie fühlt, daß der Reue Schmerz der Wonne Flächen umwächst. — Rasch flattern wir wieder in des Sultans Gärten, wo abermals ein Fest, das Ramadan-Fest, gefeiert wird. Hier nun will Delphinens Vertraute abgeredetermaßen den Florio verführen. Sie bittet ihn, ihr zu leihen seines Mundes junge glühende Korallen, sie drohet sogar; aber alles umsonst. Hierauf beschließt Delphine, sich ihm zu ergeben. — Der Vezier wird von Temin auf die Spur gebracht, daß Florio wohl der verlorne Sohn Amigad sein könne. Florio's Pflegevater allein kann dies Räthsel lösen, und er überredet Lacrimas nach Spanien zu schiffen, um ihn

her zu holen. Damit aber Lacrimas nicht etwa selbst dort bleibt, muß er seine Frau als Geißel zurücklassen, worüber denn diese natürlich außer sich ist. — Im vierten Akt kommt nun Lacrimas wirklich wieder zu seinen trauernden Schwiegereltern, und überredet sie, sammt Antonio mit ihm zu reisen, doch ohne zu wissen, wohin, und ohne darnach fragen zu dürfen. — Durch einen Wink des erhabenen Dichters werden wir wieder nach Afrika versetzt, wo Delphine sich einstweilen vom Scheitel bis zur Sohle ihrem Jüngling weiht, und sich wundert, daß die Freude sie so mit Schmerz bestreue; Ismene aber der Rückkehr des Gatten in komischer Verzweiflung harrt. — Doch endlich bringt Lacrimas sie glücklich alle zusammen. Die Entwicklung ist folgende: Antonio war einst Sklav in Afrika, liebte ein mohrisches Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Die Mutter starb, er floh, sein Schiff gerieth in Kampf mit einem Seeräuber, man enterte, er fand auf dem feindlichen Schiffe einen schwer verwundeten Jüngling, gab dessen Halsgeschmeide seinem Sohn in Verwahrung, und ließ den Verwundeten in sein Schiff hinüber schleppen, worauf beide Schiffe sich plötzlich trennten, sein Sohn auf dem Raubschiffe blieb, er aber nun diesen jungen Fremdling statt seines Sohnes mit sich nahm. Das Halsgeschmeide in Lacrimas Händen beweist nun, daß Florio der verlorne Amigad, Lacrimas aber Antonio's Sohn ist, folglich ein Spanier, ein Christ. Damit aber der arme Vezier nicht leer ausgehe, so entdeckt er, daß er selbst den Florio oder Ami-

gab mit der verſtorbenen Sultanin, auf Rechnung ihres Ehegemahls, in die Welt geſündigt hat, bittet ſich aber aus, dieſen kritiſchen Umſtand zu verſchweigen. So werden denn die guten Leutchen ſammt und ſonders glücklich. — Eine Probe von dem hohen und künſtlichen Dichterflug des Verfaſſers ſind wir dem Leſer noch ſchuldig:

Lacrimas.

Was iſt das? du Geliebte willſt von dannen?
Mich von dir bannen? und dich von mir trennen?
Um dies Wegrennen kannſt du triumphiren?
Ach, wie betrübte Zeiten hier begannen!
Da mir ſonſt Thränen rannen, die's gewönnen,
Mich zu entbrennen, dich hieher zu führen, u. ſ. w.

So geht es ein paar Seiten lang fort. — Zuweilen läßt der Dichter ſich aber auch ſehr zu unſeren gemeinen Naturen herab. Z. B.

Du müßteſt dich zum Ufer wagen,
Damit die Schiffer dir's erzählen;
Und mir wirſt du's doch nicht verhehlen,
Was ſie dir wohl zur Nachricht ſagen?

oder

Ich bin zu ſicher; darum ſage,
Was dächteſt du zu dem Vorſchlage?

u. dgl. mehr. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es dem Verfaſſer nie eingefallen ſein würde, einen ſo über alle Maßen ſauren Holzapfel ſo umſtändlich zu zergliedern, wenn nicht der große A. W. Schlegel ſo unverſchämt ge-

weſen wäre, ihn als eine Ananas aufzutiſchen. — Wird nun noch jemand an dieſen Wundermann glauben?

Die Winde.

De la Coudraye hat eine Theorie der Winde und der Wellen herausgegeben, welche den alten Spruch: »du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt,« gänzlich zu Schanden macht. Die Akademien zu Dijon und Kopenhagen haben dieſe Abhandlungen gekrönt. Es läßt ſich hier weiter nichts davon ſagen, als daß, nach Coudraye's Theorie, die Sonne alle Winde hervorbringt, und daß wir uns alſo den Boreas in Zukunft unter der Geſtalt des Phöbus denken müſſen. Wer wiſſen will, wie die Sonne das anfängt, der muß es im Buche ſelber leſen; denn ſelbſt ein gedrängter Auszug würde zu viel Raum einnehmen. Im zweiten Memoire unterſucht der Verfaſſer, welchen Naturgeſetzen die wellenförmige Bewegung der Gewäſſer angehöre, und beweiſt, daß die Größe der Wellen mit der mehr oder minder großen Ausdehnung des Meeres zu- und abnimmt. —

Wirkung der Kritik.

D'Alembert ſchrieb 1765 ein Werk über die Vertreibung der Jeſuiten aus Frankreich, wegen deſſen er von Beccaria und Diderot große Lobſprüche erhielt. Der erſte meinte ſogar: es werde auf die Nachwelt denſelben Eindruck machen, den wir empfinden würden, wenn uns Tacitus ein Werk über den Einfluß und die Intriguen der Augurn hinterlaſſen hätte. D'Alembert war aber nicht unpartheiiſch, wie er von ſich ſchon auf dem Titel ſeines Buches rühmte. Er haßte die Jeſuiten. Das Warum hat neuerlich Delalande aufgedeckt. Das Journal de Trevoux nämlich, von Jeſuiten dirigirt, tadelte die Encyklopedie, und folglich d'Alembert, bitter. Die Encyklopediſten rächten ſich, indem ſie Jener Schulanſtalten verſchrieen; der Pater Tholomus antwortete darauf in einer öffentlich gehaltenen Rede, und führte eine Stelle aus dem Cicero an, die d'Alembert ſo auslegte, als habe man ihm ſeine Herkunft vorrücken wollen. Er ſchrieb deshalb einen ſehr heftigen Brief an die Jeſuiten; ſie ließen ihn drucken. Er überredete Montucla und andere junge Enthuſiaſten, ihre Patente als Akademiſten auf eine unartige Weiſe zurückzuſchicken; und weil Delalande damals dieſem Beiſpiele nicht folgen wollte, ſo ſchmollte d'Alembert zwanzig Jahre lang mit ihm. — Daß doch die größten Geiſter aller Nationen gar keine Kritik vertragen können, und alſobald dadurch in kleine Menſchen verwandelt werden!

Der große Corneille und der große Göthe.

Warum wirft man Göthe so oft vor, daß er Erbärmlichkeiten in Schutz nehme, oder oft wohl zuweilen selbst etwas Erbärmliches bringe? Ist es etwa dem großen Corneille besser ergangen? Man sehe doch z. B. sein Traumstück Clitandre. Es beginnt mit zwei Projekten zu Meuchelmorden. Durch einen außerordentlichen Zufall gelingen beide nicht. Die Meuchelmörder, ein Jüngling und ein Mädchen, irren einzeln im Walde umher, finden sich nach einer Menge von Zwischenfällen, und — was nur im Walde sehr natürlich sein kann, auf der Bühne aber ein wenig zu natürlich — der Jüngling, der schon längst das Mädchen liebt, will die Gelegenheit benutzen. — Glücklicherweise liebt das Mädchen ihn nicht wieder; sie vertheidigt sich also, sticht ihm mit einer Kopfnadel ein Auge aus, und entflieht. Der arme Einäugige beweint sein Unglück mit dem andern Auge, und erzählt, wie ihm das Blut aus einem Auge in's andere laufe,

Et lui tient lieu de pleurs
En de si grands malheurs.

Er ist in Verzweiflung, seine grausame Geliebte nicht wieder finden zu können, die er jetzt so verabscheut, daß er sie umbringen möchte. Ihr Götter! ruft er:

Dieux! ne me traitez pas avec tant de rigueur
Que mon feu ni mon fer ne touchent point son coeur.

Ein Gewitter zieht herauf, es donnert. Der Einäugige überredet ſich, daß ſeine Drohungen die Welt erzittern machen. »Das Weltauge,« meint er, »habe einen ſchwarzen Schleier vorgehängt, weil es ſich vor ihm fürchte, und hundert dicke Wolken diſtillirten Thränen, um ihn zum Mitleid zu bewegen.« — Jetzt erſcheint ein Königsſohn, den der verdammte Einäugige auch ermorden will; aber das Mädchen kommt dazu und vertheidigt den Prinzen. Alle zuſammen werden arretirt und vor den König gebracht, der den Einäugigen beſtraft und das Mädchen begnadigt, ja ſie ſogar dem ehrlichſten Manne an ſeinem Hofe zur Frau gibt, dieſem nämlichen Clitandre, von dem das Stück den Namen führt. Dieſer Clitandre liebt aber eine andere, die ihn verabſcheut, und heirathet nun eine, um die er ſich nie bekümmert hat. Der König übergibt ihm die Meuchelmörderin mit den Worten:

— Pour punir sa faute criminelle
Lui defend désormais de se montrer cruelle.

Ein wunderlicher Scherz für einen König und Richter. Das beliebte nun Corneille 1630 (alſo zehn Jahr vor Erſcheinung des Cid), eine Tragödie zu nennen; offenbar eine Art Alarcos, welchen 1802 Göthe eine Tragödie zu nennen beliebte. Freilich waren 1630 andere Zeiten, als jetzt. Man ſpielte damals eine Circe, in welcher Pluto, als er vernimmt, daß der drohende Ulyſſes lebend in ſein Reich dringen werde, ſich mit dem Gedanken tröſtet:

Mais que pourroit-il faire avec tout ses efforts?
Il ne sauroit tuer en enfer que des morts.

Damals wurden die Stücke noch in einer Nacht gemacht, und die Schauſpieler kauften ſie für drei Thaler, und trommelten dann vor ihrer Thür, um Zuſchauer herbeizulocken. Göthe trommelt nicht zu ſeinem Hoftheater, er ſchlägt die griechiſchen Pauken.

Moden.

Da für einen Mann nichts intereſſanter auf der Welt iſt, als das ſchöne Geſchlecht, und wiederum für das ſchöne Geſchlecht nichts intereſſanter als der Putz, ſo folgt daraus klar, daß überhaupt das ganze menſchliche Geſchlecht keinen wichtigern Gegenſtand für ſeine Aufmerkſamkeit kennt, als die Moden, und zwar von dem alten Peplos der Griechinnen und Flammeum der Römerinnen bis zu dem neueſten Ballkleid der Madame Recamier; vom ſträubenden Haar der Bacchantinnen, bis zu den tauſend Ringellöckchen unſerer Schönen; von den Sandalen bis zu den niedlichen Schuhen, die ſich jetzt nicht mehr, wie die Schlittſchuhe, krümmen; von der Purpurfarbe bis zu der des erſtickten Seufzers *). Sollten wir Bedenken tragen, auch zu-

*) Soupir étouffé heißt bekanntlich ein hübſches Lila-Wieſenblümchen.

weilen über eine Sache zu ſprechen, der wohl eher ſo mancher Tiefgelehrte Zeit und Nachtruhe opferte? Wir beſitzen gründliche und mühſam geſammelte Nachrichten über die Länge der Stecknadeln, deren ſich die Weiber der Senatoren und Konſulen bedienten, über die Breite der Frangen auf ihren Tuniken, die Anzahl und Beſchäftigungen ihrer Zofen, die Form ihrer Spiegel u. ſ. w. Großen Gelehrten verdanken wir intereſſante Details von den Toiletten der Prinzeſſin Helena, die Herzen und Städte in Brand ſteckte; der Königin Semiramis, die ſo reizend im Puderhemde war, daß ſie einen Aufruhr ſtillte, indem ſie ſich ſo auf dem Balkon ihres Palaſtes zeigte; der Königin Berenice, deren ſchönes Haar man unter die Sterne verſetzte; der Königin Kleopatra, deren feiner Geſchmack in der Kleidung weltkundig iſt, und der Kaiſerin Poppea, die durch ihre Milchbäder, ihre Eſelinnenherde und alle ihre Toilettengeheimniſſe ſo berühmt geworden iſt.

Wir möchten daher auch gern zuweilen ein Wörtchen über die Moden ſprechen; aber du lieber Himmel! da iſt das Modejournal in Weimar, und das Modejournal in Leipzig, und das Modejournal in Frankfurt, und Gott weiß wer ſonſt noch, die fiſchen uns die neuen Moden immer vor dem Munde weg, und es bleiben uns nur die alten übrig. — Je nun, auch gut! Die vorjährigen freilich, oder die vorzehnjährigen wollen wir ruhen laſſen; denn die werden nicht eher intereſſant als nach hundert Jahren, wie eine Spinne in eine Schachtel geſperrt,

nach hundert Jahren ein Diamant wird. Aber von den uralten Moden wollen wir dann und wann etwas erzählen; die neuen kennt ja ohnehin jedermann. — Unter Karl VI. trugen die Damen Mützen wie Zuckerhüte; auf die Spitze derselben steckten sie einen Schleier, der, nach dem Range der Damen, mehr oder weniger lang herabhing. Unter Franz dem Ersten trugen sie kleine Hüte mit Federn, und von Heinrich II. bis zu Ende der Regierung Heinrich's IV. kleine Kopfzeuge mit Aigretten. Als unter Franz II. die Männer zu finden glaubten, daß ein dicker Bauch majestätisch sei, fanden die Damen sogleich das nämliche von einem dicken H—, und drei oder vier Jahre hindurch sah man nichts als falsche H—. Zu der nämlichen Zeit schienen die Frauenzimmer sich gar nicht mehr um ihr Gesicht zu bekümmern; sie nahmen loups vor, eine Art von Maske, und weder auf Straßen noch Spazirgängen, weder bei Besuchen noch sogar in der Kirche, sah man sie anders als en masque. Hierauf folgten Schminke und Schönpflästerchen, die denn freilich nur eine andere Art von Maske waren. Dann kamen die hohen Kopfzeuge mit Etagen, wie Orgelpfeifen, so daß die Köpfe in der Mitte des Körpers zu sitzen schienen. Das währte so lange, bis einst zwei Engländerinnen im Jahre 1714 nach Versailles kamen, um Ludwig XIV. speisen zu sehen. Als sie in den Saal traten, und man ihre niedrigen Kopfzeuge bemerkte, entstand ein brouhaha! Der König fragte, was es gäbe? besah die Engländerinnen sehr ernsthaft, wendete sich dann zu den gegenwärtigen Damen

und ſprach: »Wenn ihr vernünftig wäret, ihr würdet auch etwas Anderes aufſetzen.« — Mehr bedurfte es nicht, um auf der Stelle eine große Kopfrevolution zu bewirken. Die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet, um die Kopfgebäude zu demoliren, zwei Stockwerke mußten ſogleich herunter, und vom letzten folgte bald noch die Hälfte. Der König bezeugte ſeine Zufriedenheit, und fand die Damen jetzt weit hübſcher. Natürlich flog nunmehr die neue Mode vom Hofe in die Stadt, aus der Stadt in die Provinzen, und die ſich vormals am höchſten aufgethürmt hatten, konnten jetzt am wenigſten begreifen, wie es möglich geweſen ſei, ſich ſo zu verunſtalten.

Eldorado.

Dies ſchöne Ländchen iſt aus Voltaire's Candide bekannt. Doch erinnern ſich vielleicht nur noch Wenige, daß es eine Zeit gab, wo man dies Fabelreich zuverſichtlich an den Ufern des Oronoko ſuchte, und von deſſen Exiſtenz ſehr feſt überzeugt war. Niemand hatte es geſehen, aber Jedermann wußte die ſeltſamſten und lockendſten Dinge davon zu erzählen. Lange war man über den Urſprung dieſer Fabel zweifelhaft, doch endlich wurde er in einem Briefe eines gewiſſen Ferdinand Oviedo entdeckt, welchen derſelbe im Jahre 1543 an den Kardinal Bembo ſchrieb, und aus welchem wir hier einen Auszug liefern.

»— Nicht blos um den Zimmtbaum zu ſuchen, iſt Gonzalo Pizarro ſo weit vorgedrungen, ſondern auch, um wo möglich, einen mächtigen Fürſten kennen zu lernen, der El Dorado heißt (der Vergoldete) und von dem ſehr viel geſprochen wird. Man ſagt, er erſcheine ſtets vom Kopf bis zu den Füßen, zwar nackend, aber über und über mit Goldſtaub beſtreut. Dieſe Kleidung hält er für die ſchicklichſte; ein Kleid von Goldplatten findet er zu gemein. Des letzteren könnte man ſich ja täglich bedienen, ohne es abzunutzen; aber das erſtere ſei weit koſtbarer und folglich königlicher, da er ſich jeden Abend baden und jeden Morgen neuen Goldſtaub verſchwenden müſſe. Des Morgens läßt er ſich den ganzen Leib mit einem wohlriechenden Harz oder Oel einreiben, und dann wird er ſo lange gepudert, bis er ausſieht wie eine Statue, die eben aus den Händen eines geſchickten Goldſchmieds hervorgeht. Ew. Eminenz können denken, wie reich das Land ſein muß, über welches dieſer König herrſcht.«

Ein Gedicht von Maria Stuart.

Unſer vortrefflicher Schiller hat uns Maria Stuart nicht liebenswürdiger gezeichnet, als ſie wirklich war, wenigſtens einſt war; ob ſie es immer geweſen? davon ſei hier nicht die Rede. Es gab eine Zeit, wo ihr ſchöner Buſen die zar-

teſten Gefühle hegte, wo auf ihrer Wange Jugend und in ihrem Herzen Unſchuld blühte. Damals war ſie auch Dichterin, von holder Schwärmerei begeiſtert. Man hat noch von ihr ein lieblich düſteres Abſchiedslied, welches ſie dichtete, als ſie das geliebte Frankreich verlaſſen mußte. Doch iſt die Authenticität desſelben nicht ſo erwieſen, als die eines ſchmelzenden Klaggeſanges, den uns Brantome aufbewahrte, und der bei dem Tode ihres jungen, von ihr angebeteten Gemahls, Franz des Zweiten, aus ihrem zerriſſenen Herzen floß. Wir liefern hier das Original ohne Ueberſetzung, da ſchwerlich irgend eine die rührende Einfalt desſelben erreichen könnte.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte irréparable;
Et en soupirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De Dame fortunée,
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil?

Qui en mon doux printems
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extrême tristesse,
Et en rien n'ay plaisir,
Que regrets et désirs.

Ce qui m'estoit plaisant,
Ores m'est bien dure;
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Que de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place;
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont me plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou bien en prée,
Ou soit pour l'aube du jour,
Ou soit pour la vesprée,
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nüe;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy
Toujours est prest de moi.

Mets chanson ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein
Amour vraye et non feinte;
Pour la séparation
N'aura diminution.

Die aſiatiſchen Weiber ſind doch wohl beſſer daran, als die europäiſchen.

Vor zwei oder drei Jahren hielt ſich ein Indier zu London auf, der Mirza-Abu-Taleb-Khan hieß. Er war in der Provinz Oudè von mahomedaniſchen Eltern geboren, und verrieth ſchon jung Talent und Geiſt in Dienſten des Nabobs. Aus dieſer zog ihn die engliſch-oſtindiſche Kompagnie, 1799 kam er nach London, wo er bei Hofe vorgeſtellt, und in die beſten Geſellſchaften eingeführt wurde. Er gefiel allgemein; denn er war eben ſo liebenswürdig als geiſtreich. Schon ehe er nach Europa kam, verſtand er ein wenig engliſch, und lernte es nun immer beſſer ſprechen und ſchreiben. Im Jahre 1801 verließ er London, mit dem Vorhaben, zu Lande nach Indien zurückzukehren. Während ſeines Aufenthalts in England hat er ein beſchreibendes Gedicht von London in perſiſchen Verſen verfertigt, worin er Charakter und Lebensart der Engländer treu ſchildert. Er hat auch in perſiſcher Sprache eine Abhand-

lung über die Freiheit der asiatischen Weiber geschrieben, aus welcher man das häusliche Leben der Muselmänner in Indien kennen lernt, von dem wir, trotz unseren mancherlei Nachforschungen, eigentlich noch wenig wissen. Hier ein Auszug aus dieser interessanten Schrift.

»Die asiatischen Weiber scheinen in vielen Stücken weniger Freiheit zu genießen, als die europäischen. Das auffallendste in ihrer Lebensweise ist wohl, daß ihre Wohnung von der ihres Gatten ganz abgesondert ist. Man hat in Europa die sonderbarsten Vorstellungen darüber: aber der Gebrauch hat seine großen Vortheile, ja, wer weiß, ob man ihn nicht gern überall nachahmen würde, wenn er nicht in ökonomischer Hinsicht zu viel Schwierigkeiten hätte. Man lebt z. B. in England sehr theuer, man hat wenig Domestiken, und die Häuser sind so klein, daß, wenn Männer und Weiber in abgesonderten Theilen des Hauses wohnen wollten, der Aufwand für Tisch, Equipage, Bedienung, unerschwinglich sein würde. Sie müssen also wohl mit einander essen, bei einander wohnen, sich durch dieselben Leute bedienen lassen, welches der Frau oft lästig genug sein mag. In Asien hingegen haben die Frauen den schönsten Theil des Hauses allein für sich, und brauchen sich nicht in Stunden und Minuten nach dem Manne zu richten. Haben sie Freundinnen bei sich, so schicken sie dem Manne sein Essen in den Murdannah (sein Zimmer), und erlauben ihm wohl in mehreren Tagen keinen Zutritt. Eben so kann der Mann in seinem Murdannah ganz

ungestört bleiben. — In Europa zwingt auch zum Theil das Klima die Menschen, näher zusammen zu rücken. Es ist kalt, man muß sich Bewegung machen, man geht spaziren. Mit dem Spazirengehen aber mögen sich die asiatischen Weiber unter ihrer brennenden Sonne gar nicht befassen, auch verträgt es sich nicht mit ihrer Eingezogenheit. — Mangel an Platz allein zwingt in Europa die Leute, oft ein Zimmer zu bewohnen, ja in einem Bette zu schlafen. — Ehe die Muselmänner nach Indien vordrangen, war es dort nicht gewöhnlich, die Weiber so zu verstecken; auch noch heut zu Tage gehen sie in den indischen Dörfern frei herum. Nur in den größern Städten haben die Indier den muhamedanischen Gebrauch nachgeahmt, und halten so strenge darauf, daß sogar ein Schwiegervater selten weiß, wie seine Schwiegertochter aussieht, und eine Schwester in Gegenwart des Bruders nicht unverhüllt erscheint. — Die europäischen Weiber sind genöthigt, allerlei Arbeiten zu lernen, und sich um Welthändel zu bekümmern, um dem Manne im Nothfall beizustehen; die asiatischen hingegen haben auf der Welt nichts anders zu thun, als ihre Kinder zu erziehen, und ihres Mannes Geld aufzubewahren; sie brauchen also ihren Harem nie zu verlassen. Doch dürfen sie auch ihre Freundinnen besuchen, und zu diesen lassen sie sich in Palankin tragen, ohne daß sie nöthig haben, es dem Manne vorher zu melden. Sie spaziren auch wohl ein wenig in ihren Gärten herum, lassen Musikanten, Tänzerinnen, Taschen-

ſpieler kommen, und verſcheuchen ſo die Einförmigkeit. — Das Recht, mehrere Weiber zu nehmen, ſcheint den Europäern unterdrückend und erniedrigend für das ſchöne Geſchlecht; mir aber ſcheint dieſe Sitte in der Natur gegründet. Die Schwangerſchaft und das Säugen der Kinder trennen die Gattin ohnehin auf kürzere oder längere Zeit von dem Gatten. Die aſiatiſchen Weiber haben das Recht, den Mann ſehr lange von ſich entfernt zu halten: ein Europäer wäre in dem Falle ganz verwaiſt; der Aſiate flüchtet ſich zu der zweiten Gattin. Die Vielweiberei iſt alſo eine Entſchädigung für jenes Recht. Weder Ehre noch Eigenliebe der erſten Frau werden dadurch gekränkt; die zweite und dritte Frau ſind nie von guter Familie; denn reiche und vornehme Leute verſtatten ihren Töchtern ſolche Heirathen nicht. Die erſte Frau läßt ſie zu ihrer Geſellſchaft nicht zu. Wären ſie aber doch von höherem Stande und wohlerzogen, ſo leben ſie in Häuſern für ſich, etwa wie in Europa die Maitreſſen. Die Weiber hingegen von geringer Herkunft dienen der erſten Frau gleichſam als Mägde, und ihre Kinder dürfen ſich nicht die Rechte von den Kindern jener anmaßen. Die erſte Frau vermählt ſich nie, ohne ſich ein anſehnliches Witwengehalt zu verſichern, und gewöhnlich behält ſie, bei dem Tode des Mannes, die ganze Erbſchaft. — In Europa glaubt man gewöhnlich, alle Aſiaten hätten drei oder vier Frauen. Dem iſt nicht ſo. Die meiſten begnügen ſich mit einer einzigen. Unter Tauſenden findet man vielleicht fünfzig, die zwei, und unter

dieſen Fünfzigen hinwiederum kaum zehn, die mehr als zwei Weiber haben. Sie wiſſen wohl wie ſchwer es iſt, den Frieden zwiſchen mehreren Frauen zu erhalten, und die Furcht vor Hader und Zwietracht beſtimmt ſie zur Genügſamkeit. — Das Eheſcheidungsrecht haben in Aſien die Männer, aber ſie üben es nicht. Vernachläſſigt jedoch der Mann ſeine Frau ganz, oder läßt er es ihr am Nothwendigen fehlen, ſo darf auch die Frau auf Scheidung dringen. — Das geſetzliche Zeugniß der Weiber gilt in Aſien nur halb ſo viel, als das der Männer. Wo zwei männliche Zeugen den Beweis eines Faktums vollkommen machen, da ſind vier weibliche erforderlich. Dies Geſetz gründet ſich auf Unerfahrenheit und Leichtſinn der Weiber. — Es wird in Aſien für Schande gehalten, wenn eine Witwe wieder heirathet, oder ſich noch gern putzt, oder Zerſtreuung und Vergnügen ſucht. Kein Geſetz verbietet ihr das alles; doch ſetzt nur ſehr ſelten eine Witwe ſich über das Vorurtheil hinweg. — Die jungen Mädchen empfangen ihre Männer aus den Händen der Eltern, dürfen nie ſelbſt wählen. Ich weiß auch nicht einmal, ob dieſe Freiheit wünſchenswerth ſei? Wenn die jungen Europäerinnen wider den Willen ihrer Eltern heirathen wollen, ſo müſſen ſie doch auch mit dem Liebhaber davon laufen, wie in Aſien die Sklavinnen thun. — Der aſiatiſche Gebrauch überläßt der Frau die Verwaltung von des Mannes und deſſen Kinder Vermögen. Der Mann heirathet hauptſächlich aus zwei Urſachen: um ſich nicht um die Erziehung der Kinder und um

ſein Geld bekümmern zu dürfen. Das letztere überliefert er der Frau, ſo wie er es einnimmt, und wenn ſie wollte, ſie könnte jeden Augenblick die Früchte ſeines Fleißes vernichten. Oft geſchieht es, wenn der Mann alt wird, und das anvertraute Gut zurückbegehrt, daß ihm die Frau nur gerade ſo viel gibt, als er zu ſeinem Unterhalt braucht, das übrige aber für ihre Kinder zurücklegt. — Ihre Gewalt über die letztern iſt unbegrenzt. Sie lieben ſie gewöhnlich blind, und erziehen ſie ſchlecht, weil ſie ſelbſt unwiſſend ſind. — Auch bei dem Heirathen der Kinder haben ſie die entſcheidende Stimme; ſelten ſetzt da der Mann ſeine Meinung durch, denn die Kinder nehmen immer die Partei der Mutter. — Sind Vater und Mutter von verſchiedenen Sekten, ſo weiß die letztere den Kindern zeitig ihren Glauben einzupflanzen. — Ueber die Bedienung im Hauſe hat die Frau eine bei weitem größere Gewalt als in Europa. Die weiblichen Domeſtiken im Zenana (Harem) ſtehen ganz unter ihren Befehlen, ſie wählt und jagt ſie nach Belieben wieder fort. Der Mann hat dazu nicht das Recht. Hat er Urſach, ſich über eine derſelben zu beklagen, ſo wird gerade dieſe der Frau dadurch noch lieber; zieht er hingegen eine ihrer Zofen vor, ſo bleibt ſie gewiß nicht lange im Hauſe. Auch des Mannes Bediente kennen und fürchten den Einfluß der Hausfrau. — Wenn in Europa ein harter Zwiſt die Ehe trübt, ſo muß wohl die Frau zu ihrem Vater oder Verwandten fliehen; in Aſien umgekehrt. Nicht einmal zu eſſen kann der Mann bekommen,

wenn seine Frau es ihm nicht gibt; denn in der Zenana werden die Speisen zubereitet. — Die Asiatinnen besitzen das Talent, den Mann durch ihre Grillen weit mehr zu martern als die Europäerinnen. Sie glauben allgemein, daß, um die Herrschaft zu behaupten, eine Frau ja nicht zu sanft und nachgiebig sein dürfe. Alles machen sie den Männern ein wenig schwer, um den Werth ihrer Gefälligkeit zu erhöhen. Wenn z. B. eine Frau ihren Vater auf drei Tage besucht, so kommt sie sicher auch am vierten noch nicht zurück. Dann findet sich der Mann freundlich ein, sie abzuholen; aber sie folgt ihm noch nicht, verspricht etwa den andern Morgen zu kommen, und täuscht ihn abermals. Oder, wenn sie zu Tische gerufen wird, ist sie nie fertig, und läßt den Mann warten, bis die Speisen kalt sind, und dergleichen mehr. Besonders wäre es höchst unschicklich und undelikat, wenn die Frau von einem Besuche ihres Vaters gleich auf des Mannes erste Bitte sich wieder einfände. — Endlich ist auch noch ein Punkt, der die Unabhängigkeit der asiatischen Weiber unwiderspechlich beweist. Wenn nämlich Mann und Frau uneinig sind, so kann die Frau ohne weitere Umstände ihre Kinder nehmen, sammt allem, was sie etwa Kostbares hat, damit zu ihrem Vater gehen, und so lange verweilen, bis der Maun zu Kreuze kriecht.» —

Man muß gestehen, daß Herr Mirza-Abu-Thaleb-Khan sich viele Mühe gegeben hat, die Vorzüge zu beweisen, deren die Weiber im Orient genießen; wir glau-

ben aber doch nicht, daß eine europäiſche Dame dadurch verſucht werden wird, ſich den Platz einer Harems-Gebieterin zu wünſchen.

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge,

vom Profeſſor Müller in Schaffhauſen,

iſt ein ſehr gutes Buch für erwachſene Leute. Man darf nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichniß werfen. Die ſieben Weiſen; Heſiodus Werke und Tage; die ſäumende Nemeſis; Atterbury Rede von Revolutionen; d'Agneſſeau's Rath an ſeinen Sohn über die Einrichtung ſeiner Studien; altdeutſcher Fürſten und Gelehrten Gedanken vom Werthe der Wiſſenſchaften u. ſ. w. — Hier zur Probe des alten nürnbergiſchen Rathsherrn Pirkheimer's Urtheil über ſeine Nation, aus welchem erhellt, daß ſeit 1515 die Deutſchen noch nicht viel klüger geworden ſind:

»Wer aber ferners der Teutſchen achtet, der findet einen ſondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß ſie aller Dinge eher Acht haben ſuchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eigenes Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußerſten Inſeln, erſpähen fürwitzig alle Ding, und ſich ſelbſt wiſſen ſie nicht; und geht je nach der Welt Brauch mit den Teutſchen zu, daß ſie immerzu wähnen, des andern Kuh habe ein größer Euter, und beſſer Ge-

treid ſteh auf der Nachbarn Acker. Aus dieſem iſt geſloſſen, daß die Teutſchen eher von Indianern wiſſen zu ſagen, denn von Teutſchen. Kunſt, Sprach, Weisheit in Reden und Thaten, die laſſen ſie gern demüthig andern, ja geben es ihnen ſelbſt, und rühmen und bewundern, aus einer ſonderlichen faſt thörigten Demuth, anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutſchen in ſumma nichts was ſein eigen iſt, ſondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden; ſogar daß etliche mit Kunſt aus gelben oder weißem Haar, darum daß es Teutſch iſt, ſchwarzes franzöſiſches, welſches oder ſpaniſches laſſen machen, mit ſeltſamen beſchornen Köpfen, verkehrter Sprach, welche ſie, ſo ſie es gleich reden, ungern und verkehrt, als könnten ſie es nimmer, reden, und in ſumma, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider (und Grundſätze!) ſich anmaßen, und in Teutſchland bringen, alſo daß Germania itzt voll teutſcher Franzoſen iſt. — Ein Franzos wünſcht ihm nicht, daß er ging, redte ꝛc. wie ein Teutſcher; ein Ungar nähme einen teutſchen Rock nicht geſchenkt; ein Teutſcher hat aber deß ein Wolluſt, mag weder ſeiner Sprach, Sitten noch Kleidung u. ſ. w.» — Sollte man nicht glauben, der ehrliche Pirkheimer habe für die letzte Oſtermeſſe geſchrieben?

Ein Urtheil über J. Rouſſeau, welches Edmund Burke 1791 in einem Briefe an ein Mitglied der Nationalverſammlung fällte, verdient auch nicht vergeſſen zu werden:

»Wir haben dieſen großen Stifter und Lehrer der

Philoſophie der Eitelkeit bei uns in England gehabt, und da ich die beſte Gelegenheit hatte, von Tag zu Tage ſein Betragen zu beobachten, ſo blieb endlich kein Zweifel in mir übrig, daß kein anderes Prinzipium weder ſeinen Verſtand leite, noch Einfluß auf ſein Herz habe, als Eitelkeit. Dieſen Fehler beſaß er in einem Grade, der an Wahnſinn gränzte. Nur dieſe regelloſe excentriſche Eitelkeit allein bewog ihn, die tolle Beichte ſeiner tollen Fehler zu ſchreiben, und eine neue Art von Ruhm darin zu ſuchen, daß er die geheimen und pöbelhaften Laſter, die, wie man längſt wußte, oft mit eminenten Talenten verbunden ſind, kühn an's Licht ſtellte. Der kennt die Natur der Eitelkeit noch nicht, der nicht weiß, daß ſie allgefräſſig iſt; daß ſie keine Auswahl in ihrem Futter macht; daß ſie ſelbſt von eigenen Fehlern und Laſtern mit Luſt ſpricht, wenn ſie nur dadurch Erſtaunen erregen, die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und, im ſchlimmſten Fall, ſich wenigſtens das Lob, aufrichtig und offen geweſen zu ſein, erhaſchen kann. Dieſer Mißbrauch und dieſe umgekehrte Anwendung, welche die Eitelkeit ſelbſt von der Heuchelei macht, war es, welche Rouſſeau antrieb, ein Leben zu beſchreiben, welches auch nicht einmal hie und da mit Tugenden beſprengt, oder durch eine einzige vorzüglich gute Handlung ausgezeichnet war. Eine ſolche Lebensbeſchreibung iſt es, die er der Aufmerkſamkeit des Menſchengeſchlechtes vorzulegen wagt, und die er mit wildem Trotz ſeinem Schöpfer vor's Angeſicht ſchleudert, den er nur darum anerkennt, um

ihn herausfordern zu können. — Unaufhörlich verschwendet er die Schätze seiner mächtigen Beredsamkeit in Phrasen von allgemeinem Wohlwollen, während sein Herz auch nicht einen Funken gemeiner Vaterliebe in sich hegt. Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, und Gefühllosigkeit für jedes Individuum, das mit ihren Lehrern in einige Verbindung kommt, das ist der Charakter der neuen Philosophie! Die Grille einer ungesellschaftlichen Indepenbenz im Kopfe, schlägt dieser Held der Eitelkeit den verdienten Lohn für gewöhnliche Arbeiten aus, so gut als den Tribut, den der Reichthum dem Genie schuldig ist, und der, wenn er gegeben wird, den Geber und Empfänger gleich ehrt; und sucht alsdann durch sein Bettelthum seine Laster wieder zu versöhnen. Er schmilzt von Zärtlichkeit für die, die in der entferntesten Verbindung mit ihm stehen; die Brut (spawm) seiner ekelhaften Liebschaften hingegen wirft er, ohne einige menschliche Regung, wie eine Art von Auswurf, von sich, und schickt seine Kinder in's Findelhaus. Bären lieben lecken und formiren ihre Jungen — aber die Bären sind keine Philosophen! Doch die Eitelkeit findet ihre Befriedigung darin, den Gang unserer natürlichen Empfindung umzukehren. Tausend bewundern den empfindsamen Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seinem Kirchspiel bekannt!»

Auch die biographischen und literarischen Denkwürdigkeiten Kaiser Maximilian's des Ersten werden jeden Leser anziehen. Eins der Bonmots dieses trefflichen Fürsten

gilt heut zu Tage nicht mehr; er nannte nämlich den Rhein die Pfaffenstraße.

Robert Percival.

Robert Percival, ein englischer Offizier, hat in den Jahren 1797 bis 1800 eine Reise nach und auf der Insel Ceylon gemacht, und drucken lassen. Auch ist derselben ein Bericht von der Gesandtschaft angehängt, welche im Jahre 1800 an den König von Candy geschickt wurde. Das Ganze ist ein sehr interessantes Gemälde. Ein großer Geschichtsforscher ist der Verfasser zwar eben nicht; denn er meint z. B. die Insel Ceylon sei erst seit 1505 bekannt, da doch schon die Römer zu Claudius Zeiten sie unter dem Namen Taprobana kennen lernten, und sogar zwei Gesandte aus jenem fernen Welttheil in Rom's Mauern sahen. — Wenn man Ceylon von ferne aus der See erblickt, so glaubt man sich in eine Feenwelt versetzt. Grüne Teppiche schmücken die Ufer, Gruppen von Kokosbäumen erheben sich aus Reißfeldern, hohe Gebirge schließen den Horizont und sind mit düsterschattenden Bäumen bewachsen, deren einzelne Blätter zuweilen fünf und sechs Wanderern ein Obdach gewähren können. Hier ankern die Schiffe sicher vor allen Stürmen; Flüsse, Seen, Teiche, ja selbst Sümpfe wimmeln von Fischen, und mit den schönsten Perlen ist der Meeresgrund

bedeckt. Gern möchten wir auch hinzuſetzen, was ſchon Manche gefabelt haben, daß nämlich ſchon in einer Weite von zehn Meilen in der See die Inſel Ceylon ſich durch einen köſtlichen Zimmetgeruch verrathe. Aber Percival erklärt dieſen Umſtand für ein Märchen. — Kaum hat der Fuß des Seefahrers das Ufer betreten, ſo erblickt er drei ganz verſchiedene Menſchengeſchlechter, die weder in Tracht noch Sitten das geringſte mit einander gemein haben. So eigenlaunig als der Charakter der Einwohner, iſt auch das Klima: heiße Tage, kalte Nächte, ſtille Morgen, ſtürmiſche Abende. Die Inſel iſt eins der waldigſten und düſterſten Länder auf dem ganzen Erdboden: die Bäume preſſen ſich gleichſam an einander, durch ihre dicken breiten Blätter dringt kein Sonnenſtrahl, tauſende von kraftvollen Schmarotzerpflanzen kriechen um ihre Stämme und ſtrecken ihre Schlingen weit hinaus. Finſtere Wälder, ſteile Felſen, enge Schluchten, machen für den Europäer das Königreich Candy unzugänglich. Es liegt im Innern der Inſel, und iſt ein Sammelplatz ekelhafter Inſekten und gefährlicher kriechender Gewürme. Alle Gattungen buntgefiederter Sänger beleben den düſtern Aufenthalt. Affen von allen Arten findet man in Menge, auch Menſchen nicht viel beſſer als Affen, Bedatos genannt, die frei von allen geſellſchaftlichen Banden in den einſamen Wäldern herum irren, kein Dach haben als das der Bäume, und ſich von Früchten und Thieren nähren, welche letztere ſie mit außerordentlicher Geſchicklichkeit zu jagen wiſſen. — Die Unterthanen

des Königs von Candy wohnen nicht prächtiger, und leben ungefähr wie vormals die alten Deutschen oder Gallier. Selbst ihr König, ob er gleich mit den pomphaftesten Titeln prangt, residirt in einem elenden Walddorfe; die furchtbaren Wälle dieser Residenz bestehen aus drei- und vierfachen Hecken, und seine Schanzen sind eine Menge großer Dornenbüschel, welche den Weg verlegen und hinter welchen seine Soldaten lauern; die Schildwachen haben ihre Posten immer auf den höchsten Spitzen der Bäume, von wo sie ungesehen jede Bewegung der Europäer belauschen. — Es ist kein Plätzchen auf Ceylon, das nackt und wüste wäre: alle Keime des Lebens scheinen im Schooße dieser Insel zu liegen; aber das Leben selbst entwickelt sich nur dauerhaft im Pflanzenreiche; große Sümpfe hauchen den Tod aus und vergiften die Luft. Auf der Küste ist das Klima ziemlich milde und gesund, im Innern des Landes nicht also. Ein Ceyloneſe von zwanzig Jahren zeigt schon Runzeln; die Natur ist dort lachend, die Menschen sind es nicht. Immer ernst und melancholisch kennen sie kein anderes Vergnügen, als das der Rache.

Selbst die Pracht ihres Königs ist eine traurige Pracht: nur bei Fackelschein gibt er Gesandten Audienz, und ob er sich gleich einen Bruder der Sonne nennt, scheint er sich doch der Verwandtschaft zu schämen. Seine Großen liegen mit den Gesichtern auf der Erde; den König ansehen, wäre ein Verbrechen, des Todes würdig. Das tiefste Schweigen herrscht im Saale; nur allein der Adigar, sein

Premier-Miniſter, hat das Vorrecht, ihm leiſe zuzuflüſtern. — Ein Aberglaube, ſo finſter als ihre Wälder, beherrſcht die Ceyloneſen. Im Sommer nämlich liegt die Natur von drei bis ſieben Uhr des Abends gewiſſermaßen in Krämpfen: das Rollen des Donners iſt ſo betäubend, daß, nach Percival's Zeugniß, kein Europäer ſich einen Begriff davon machen kann; ſelbſt die Eingebornen können des fürchterlichen Wiederhalls nie gewohnt werden: ſie beben, und bilden ſich ein, daß zahlloſe Furien mit ihren Fittigen um ſie rauſchen, manche werden wahnſinnig vor Schrecken. Auch die beherzteſten europäiſchen Soldaten können ſich der Furcht nicht erwehren. — Die Natur ſelbſt ſcheint ſich gegen das Leben der armen Ceyloneſen verſchworen zu haben. Schlangen, Büffel, Elephanten, wilde Schweine, ſind ihre gewöhnlichſten Feinde; eine Art Blutegel, die ſehr häufig gefunden wird, ſchlüpft ſo dünn als eine Nadel, zwiſchen den Kleidern unbemerkt an den Leib, ſticht, ſaugt ſich feſt, und bedeckt plötzlich den ſorgloſen Wanderer mit Blut. Doch mehr als vor allen dieſen Plagegeiſtern zittern die Einwohner vor den Europäern, und hier ſind nicht ſelten jene ſchlimmen Blutegel ihre Schutzgötter geworden; denn wirklich haben die holländiſchen Soldaten mehr als Einmal vor dieſem Inſekte zurückweichen müſſen. — Spinnen gibt es auf Ceylon, die ſo ungeheuer groß ſind, daß ſie in ihren Geweben kleine Vögel feſt halten. Eine ſehr giftige Schlange, die Kappenſchlange genannt, wohnt daſelbſt, und bezeigt ein außer-

ordentliches Vergnügen an der Musik, ja sie scheint gleichsam davon bezaubert. Die indischen Taschenspieler pflegen sie zahm zu machen, und lehren sie nach dem Takte sich bewegen. — Wir sagen nichts von den Malayen, die in großer Menge auf den Küsten von Ceylon wohnen. Ihre Wildheit ist bekannt; schon öfter ist z. B. die rasende Wuth beschrieben worden, der sie sich aus Rachsucht überlassen, und durch Opium dazu sich anfeuern. Diese Raserei hat einen eigenen Namen, der Mock, und ist in ganz Indien gekannt und gefürchtet. Ein Malaye, welcher von diesem Mock besessen ist, gleicht einem tollen Wolf: er wirft sich über den ersten den besten her; Freund oder Feind, Landsmann oder fremd, Alles opfert er seiner Wuth und die ganze Gegend zittert, bis es endlich einem oder mehreren glückt, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien —

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit.

Im Jahrr 1770 ließ der Magistrat der Stadt Bartenstein in Preußen drei große Tafeln, acht Fuß hoch und sechs Fuß breit, an dem dortigen Rathhause anschlagen: 1) eine Sittentafel, mit einer Auswahl von fruchtbaren, auf das bürgerliche Leben gerichteten Sittensprüchen aus der heiligen Schrift. 2) eine Militärtafel, mit dem Namen derjenigen Offiziere vom Regimente Anhalt, welche seit 1700 für Vaterland und König ihr Leben auf dem

Schlachtfelde verloren, und 3) eine Polizeitafel, welche hauptsächlich eine Feuerordnung enthält, sammt der Anweisung, wohin bei Feuersgefahr alte und kranke Personen, wie auch Geräthe und Güter in Sicherheit zu bringen. Der Versuch, auf diese Weise die Sittlichkeit der Bürger zu befördern, und das Andenken schöner Thaten zu erhalten, gereicht dem Magistrat der Stadt Bartenstein zu großer Ehre. Warum wird dies löbliche Beispiel nicht besonders in Residenzen nachgeahmt? — Wir sind ja sonst doch so ziemlich mit der Grăcomanie behaftet: warum setzen wir nicht auch Hermen, auf beiden Seiten mit Sittensprüchen versehen, wie Hipparch zu Athen that? Die Römer stellten ihre zwölf Tafeln auf dem Markt zu Jedermanns Kunde; ja sogar die Juden ließen ihre Gesetze auf dem Berge Ebal in Steine graben, und trugen die wichtigsten derselben, auf Denkzettel geschrieben, am Leibe. In manchen alten Kirchen und Rathsstuben schrieb man vormals biblische Sprüche an, welche Lehrer, Zuhörer und Richter an ihre Pflichten erinnerten. Unsere Alten stellten auch wohl in ihre Wohnstuben sogenannte Haustafeln, und bei den Reichern waren die besten Zimmer mit lateinischen und deutschen Sittensprüchen ausgeziert. Schreiber dieses hat selbst einmal auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise sich Dessusportes verschafft, die er um keine Arabesken oder Blumenkörbe u. dgl. vertauscht hätte. Er ließ nämlich, nach Maßgabe der Größe der Thür, auf ein Stück himmelblaue französische Tapete eine Sentenz eines unserer besten Dichter mit goldenen Buchstaben malen, das

Ganze mit einer kleinen Bordüre von Blättern einfassen, und so über die Thür hängen. Dies gewährte nicht nur oft dem Geiste eine angenehme Beschäftigung (denn es waren lauter Kernsprüche), sondern nahm sich auch sehr artig aus; und man möchte wetten, wenn nur Ein reicher geschmackvoller Mann den Anfang damit machte, die Mode würde sich schnell allgemein verbreiten. — Oft ist mir auch auf den Landstraßen der Wunsch aufgestiegen, man möchte die Meilensteine, und besonders in Rußland, die um so viel zahlreicheren Werstpfähle benutzen, wie Hipparch seine Hermen. Wenn z. B. an einem solchen Meilensteine Herder's schöner Spruch stände:

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Oder Wieland's:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten!

Würde nicht mancher Wanderer stehen bleiben, sich diese Zeilen in's Gedächtniß prägen, und einen Eindruck mit sich hinwegnehmen, der vielleicht auf der Wanderschaft durch sein ganzes Leben von Nutzen für ihn sein könnte?

Die Neugriechen.

In der letzten Sitzung der Gesellschaft der Menschenbeobachter zu Paris hat Coray, ein Grieche, ein interessantes Memoire über die jetzt beginnende Wiedergeburt der Wissenschaften in Griechenland gelesen. Die Ursachen derselben findet er natürlich in der französischen Aufklärung, besonders auch in der Unternehmung, die Encyklopädie herauszugeben (!), nebenher in dem Kriege der Russen gegen die Türken, und in den Expeditionen nach Italien und Egypten. Doch die Ursache liege, wo sie wolle, genug, die erfreuliche Wirkung ist nicht abzuläugnen. Die jungen reichen Griechen sammeln auf den europäischen Universitäten Kenntnisse, mit denen sie ihr Vaterland bereichern. Locke's Versuch, Montesquieu über das römische Reich, die besten mathematischen Werke, Fourcroy's chemische Philosophie und eine Menge anderer guter Bücher sind in das Griechische übersetzt worden. Codrika, ein Athenienser, der zu Paris Sekretär des türkischen Gesandten war, hat Fontenelle's Welten und Anacharsis Reisen seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache geschenkt *).

Daß die Energie, durch welche ihre Vorfahren so berühmt wurden, in den Griechen keineswegs erloschen ist,

*) Auch Menschenhaß und Reue ist kürzlich in's Griechische übersetzt worden.

beweiſen noch täglich mehrere griechiſche Völkerſchaften. Das Beiſpiel der Mainotten (vormalige Spartaner) iſt bekannt. Ein anderer Stamm der Griechen, die Sulioten, weniger bekannt als jene, aber nicht minder tapfer, bewohnt einige Dörfer mitten zwiſchen den Felſen von Epirus, unweit des alten Dodona, umgeben von den der Poeſie angehörigen Flüſſen Acheron und Kozyt. Mit fünfzehnhundert waffenfähigen Männern vertheidigt dieſer Stamm ſeine Freiheit gegen einen der mächtigſten Paſcha's der europäiſchen Türkei. Wird die Gefahr groß, ſo geſellen ſich auch die Weiber zu den Männern, und helfen einen Feind bekämpfen, der, trotz ſeiner Ueberlegenheit an Zahl, doch faſt ſtets überwunden wird. Hier fallen Begebenheiten vor, deren ſich das alte Lacedämon nicht zu ſchämen brauchte. In einem lebhaften Gefechte fiel ein junger Anführer der Sullioten; ſein Tod erſchütterte die Krieger: ſie vergaßen zu kämpfen, und ſammelten ſich klagend um den Leichnam. Da kam ſchnell die Mutter des Todten, bedeckte ihres Sohnes Geſicht mit einer Schürze, nahm ſeine Waffen und — ſeinen Platz an der Spitze des kleinen Heeres, jagte den Feind in die Flucht, eilte zurück, entblößte das Geſicht des Sohnes wieder, und rief mit unterdrücktem Schmerz: »Ich habe deinen Tod gerächt!«

Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Uebermaß menschlicher Leiden 7

Esther von Racine 10

Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit 14

Die Rosen und der Pfau 23

Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter 29

Peter der Grausame 35

Ein seltsamer Prozeß 36

Zwei große Verlegenheiten einer Königin 41

Falsche Scham ist großen Seelen fremd 42

Hofdienst 44

Talbot 46

Billet an einen Reisenden in Toulon 49

Die Pariser Bluthochzeit 51

Jean Bart 52

Seltene Zartheit ehelicher Liebe 55

Marie Moulin zu Frankfurt am Main 58

Alexandre Claude le Jau 59

Seite

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig 61
Camoens 63
Die Luftbälle 68
Der Schutzgeist 73

Anekdoten.

Die Witwe 119
Tugendlohn 120
Der Grenadier 122
Kunst-Keim . . . . . —
Ersatz 123
Grabschrift 124
Stolz auf Verwandtschaft 125
Geographie 126
Die Einschläferer 128
Distinguo 129
Anekdote von Friedrich dem Großen 130
Dichter-Neid 131
Seltsame Reise . . . . . —

Miszellen.

Paradoxen 135
Prophezeiung 137

Seite

Der isländische Kristall 139
Es geschieht nichts Neues unter der Sonne 141
Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin 143
Vertheidigung der Xantippe 147
Das Wochenbett 150
Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin . . . . . —
Fragmente aus des Cousin Jaques Dictionnaire neologique 154
Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode in's Theater geht 164
Die Kunst, die Weiber treu zu machen 167
Akrostichon 170
Warnungstafel 171
Die Winde 182
Wirkung der Kritik 183
Der große Corneille und der große Göthe 184
Moden 186
Elborado 189
Ein Gedicht von Maria Stuart 190
Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen 193

Seite

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge 200

Robert Percival 204

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit 208

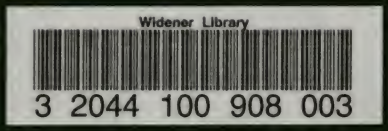
Die Neugriechen 211

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.


Widener Library
3 2044 100 908 003